

Sonderbeilage

# DIE WELTWOCH

Dezember 2025 – 93. Jahrgang



## Reise durch Afghanistan

Erkenntnisse aus einem  
kriegsgebeutelten Land.

*Roger Köppel und Caspar Martig*



Mit jeder Tasse auf Entdeckungsreise:  
Die Welt der Bio-Tees von Sirocco.



## Qualität ohne Kompromisse

Erstklassige Bio-Qualitäten, ausnahmslos auf Rückstände geprüft und aus fairem Handel. Erleben Sie denselben Genuss, ob in unseren handgefertigten, edlen Sachets aus biologisch abbaubarem Material oder lose in schmucken Weissblech-Dosen.

## Afghanistan und die Kultur

Die Welt verändert sich. Sie wird interessanter und vielleicht gefährlicher. Neue Mächte steigen auf, alte steigen ab. Die Vereinigten Staaten sind nicht mehr der einsam aufragende Welt-Hegemon. China hebt ab. Russland hat sich erholt. Indien und der «globale Süden» werden stärker. Einst war Europa der Chef. Heute steckt das Abendland in einer Orientierungskrise. Unordnung herrscht, während sich die Welt neu ordnet.

Das Schlagwort lautet «multipolar». Man könnte es auch mit «Vielfalt» übersetzen. Der Kalte Krieg war eine Zeit der festgefrorenen Blöcke. Nach dessen Zusammenbruch standen die USA eine Zeitlang allein oben. Jetzt rivalisieren wieder viele Mächte um Einfluss, Wohlstand, Rohstoffe. Russlands Präsident Putin hat recht, wenn er die Zukunft als vielversprechend, aber auch als konfliktreich zu skizzieren versucht.

Wenn nicht mehr die USA den Ton angeben, wenn nicht mehr der «Westen» allein den Takt bestimmt, kommen Weltanschauungen ins Schwanken. Verändert sich die Lage, muss sich auch das Denken ändern. Das gilt vor allem für die alten dominierenden Zivilisationen, zu denen Europa gehört und damit auch die Schweiz. Die Art, wie wir auf unsere Umgebung blicken, stimmt nicht mehr.

Wir sehen es täglich. Immer deutlicher kommen die Irrtümer zum Vorschein. Europa, auch die USA sind Opfer ihres Erfolgs. Erfolg macht übermütig. Überfluss erzeugt Arroganz. Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Folge von guten Tagen. Wenn es einem zu gut geht, macht man Fehler. Krisen sind der Moment, in dem unsere Irrtümer an der Wirklichkeit zerschellen.

Die letzten Jahre und Jahrzehnte standen im Zeichen westlicher Überheblichkeit. Die Amerikaner glaubten, ihre Demokratie weltweit mit Dollars und, im Notfall, mit Bomben und Gewalt zu exportieren. Auf andere Interessen nahmen sie keine Rücksicht. Die Ausdehnung der eigenen Sphäre trieb man mit naturgesetzlicher Selbstverständlichkeit voran.

Im Windschatten trieben die Europäer, auch die Schweizer, eine Politik, die sie sich nicht leisten konnten. Der Umweltschutz wurde zum Dogma einer wirtschaftsfeindlichen Klima-ideologie. Ohne Rücksicht auf Kosten und Konflikte öffnete die EU ihre Grenzen für eine neue Völkerwanderung. An der Leine Washing-

tons stellte man sich taub gegen russische Interessen, die sich durch die Nato in der Ukraine herausgefordert sahen.

Noch haben sich die Europäer vom Schock des russischen Gegenangriffs nicht erholt. Ja, es war ein Gegenangriff, wenn man bedenkt, dass die USA und die Nato gegen ursprüngliche Zusagen ihren militärischen Machtbereich über alle roten Linien hinweg bis in den Vorhof Moskaus expandierten. Russland legte mit seiner Kriegsauslösung in der Ukraine ein brutales Veto gegen diese Strategien ein.

Inzwischen haben die Amerikaner erkannt, wenn auch nicht zugegeben, dass ihre Ukraine-Politik ein Fehler war. Das ist der Grund, warum

*Kulturelle Unterschiede existieren. Kulturen sind eine Realität. Man muss sie akzeptieren.*

sie gegenüber den Forderungen Moskaus so viel Verständnis aufbringen. Kommt hinzu, dass die Russen militärisch Oberwasser haben. Putin gewinnt, wenn auch mühevoll unter grausamen Kosten. Deshalb hat er keinen Druck, sich westlichen Forderungen zu beugen.

Willkommen in der neuen «multipolaren» Welt der Revierkämpfe und der Einflusssphärenpolitik. Die USA machen es wie Putin, nur reaktionsschneller, wenn sie mit Flugzeugträgern gegen Venezuela die Einmischung Russlands und Chinas in ihrer südamerikanischen Interessenszone unterbinden. Trump aber ist, wie sein russischer Kollege, Realist. Konflikte sind unvermeidlich, sollten aber rasch beendet werden.

Das ist in groben Strichen die Welt, in der wir uns befinden. In Europa haben das bei weitem nicht alle Politiker erkannt. Sie hängen dem alten, wohlstandsverwahrlosten Denken nach. Sie tun so, als bestimmten immer noch sie den Gang der Dinge. Mit selbstgerechter Arroganz und Moralismus plustert sie sich, die «Wertegemeinschaft», auf den internationalen Bühnen auf. Hochmut kommt vor dem Fall.

Es ist der falsche Weg. Wer in der Zukunft überleben und Erfolg haben will, muss wieder den Gesetzen der Wirklichkeit gehorchen. Der Nationalstaat kehrt zurück. Der politische Internationalismus hat seine Versprechen nicht er-

füllt. Wegweiser sind nationale Interessen, nicht moralische Bekundungen. In einer Welt der Rivalen und Konflikte ist Diplomatie gefragt, die Kunst des Verstehens und des Überzeugens.

Das erfordert einen neuen Blick. Vor allem wir im Westen müssen vom hohen Ross heruntersteigen. Wir müssen akzeptieren, dass nicht nur unsere Werte gelten. Es gibt viele «Wertegemeinschaften» auf dieser Welt. Nicht alle sind uns gleich sympathisch, aber wir sollten versuchen, bei Bedarf und Interesse, mit allen zusammenzuarbeiten, zum gegenseitigen Nutzen.

Das sind eigentlich Selbstverständlichkeiten, fast schon Banalitäten. Aber sie gerieten in Vergessenheit. Unsere Medien und weite Teile der Politik huldigen immer noch dem Blockdenken. Sie sind nicht bereit, Völker und Staaten zu akzeptieren, die anders regiert werden als wir. Dabei ist Toleranz doch, mit Kurt Tucholsky, «der Verdacht, der andere könnte recht haben». Und wenn auch nur ein bisschen.

Mit solchen Leitlinien und Ahnungen im Kopf ging ich nach Afghanistan. Es nahm mich wunder, wie dieses gerade bei uns so angefeindete Land nach fünfzig Jahren Krieg wieder auf die Beine kommt. Es gab vage Vorstellungen und viele Vorurteile. Afghanistan ist das Land der Taliban, die bei uns als Inbegriff des Mittelalters gelten. Kaum ein Tag vergeht, an dem afghanische Flüchtlinge bei uns nicht mit Straftaten in die Zeitung kommen.

Also nichts wie hin. Mit eigenen Augen sehen, was wir sonst nur durch den Filter der Medien betrachten. Meine Reise in die Wirklichkeit war aufschlussreich. Natürlich war alles anders, als ich dachte. Meine wichtigste Erkenntnis lautet: Kulturelle Unterschiede existieren. Kulturen sind eine Realität. Man muss sie akzeptieren. Die Afghanen wissen besser als wir, was gut ist für Afghanistan.

Kulturen können sich verändern, aber sie folgen ihrer eigenen Evolution und Zeit. Wir sollten vorsichtig sein in unserer Ambition, andere Kulturen nach unserem Vorbild umzubauen. Ebenso anmassend aber ist der Glaube, man könne Menschen aus fremden Kulturen unbeschränkt in unsere Kulturen integrieren. Respekt vor anderen Kulturen bedeutet immer auch, die eigene zu wahren und notfalls zu verteidigen. R. K.

# Champagner fürs Hirn.



Verblüffen Sie mit einem prickelnden Weihnachtsgeschenk. Und bleiben Sie 50 Wochen in bester Erinnerung. Bestellen sie jetzt ein Geschenkabo unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo) oder rufen Sie unseren Kundendienst an: Telefon 043 444 57 01.



**Zimmer mit Aussicht:**  
Weltwoche-Chef Köppel im legendären «Interconti» Kabul, rechts Direktor Azim.

### 3 Editorial Afghanistan und die Kultur

### 6 «Wir beten für Frieden in Europa»

Afghanistan atmet auf  
nach 50 Jahren Krieg.  
Die Taliban reichen  
der Welt die Hand

### 26 «Die Taliban kämpfen für die Frauen»

Die Welt ächtet  
Afghanistan. Zu Recht?  
Auf einer Reise in die  
Berge, in den Osten,  
nach Gesprächen  
mit Guerillakriegern,  
Stammesältesten,  
NGOs und einer  
alleinerziehenden  
Mutter mit ihren  
beiden Töchtern  
werfen wir einige  
Vorurteile über Bord

## IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti. **Corporate Publishing:** Oliver Schmuki.

**Digital:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Anzeigenverkauf:** [www.weltwoche.ch/werbung](http://www.weltwoche.ch/werbung), Tel. 043 444 57 02, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Über den Dächern von Kabul: Afghanistans Hauptstadt nach einem halben Jahrhundert Elend und Krieg. Im Hintergrund die Festung «Bala Hissar».

---

# «Wir beten für Frieden in Europa»

Afghanistan atmet auf nach 50 Jahren Krieg. Die Taliban reichen der Welt die Hand. Überraschende Erkenntnisse aus einem kriegsgebeutelten Land.

*Roger Köppel und Caspar Martig (Bilder)*



**K**urz vor der Abreise warnt mich ein Bekannter, afghanistanerprobt: «Warst du im Tropeninstitut? Hast du dich geimpft? Typhus, Tollwut, Hepatitis und so weiter? Man kann sich dort alle möglichen Krankheiten einfangen. Es gibt streunende Hunde, wilde Katzen. Vergiss nie, dir nach jedem Händedruck die Hände zu desinfizieren. Die Hand, die du gedrückt hast, hat vorher irgendetwas anderes gemacht. Du weisst nicht, was. Und das Wichtigste: Schau den Afghanen nie in die Augen!»

Auf der Website des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) lese ich unter der Rubrik «Reisehinweise für Afghanistan»:

«Von Reisen nach Afghanistan und von Aufenthalt jeder Art wird abgeraten.» Es gebe «nur eng begrenzte oder überhaupt keine Möglichkeiten zur Hilfeleistung» seitens der Schweiz. Die Lage bleibe «fragil und unbeständig». Gefechte und Anschläge könnten «jederzeit und überall» stattfinden.

Im ganzen Land würden «hohe Sicherheitsrisiken» bestehen: «Raketeneinschläge, Terroranschläge, Entführungen und gewalttätige kriminelle Angriffe einschliesslich Vergewaltigungen und bewaffneter Raubüberfälle.»

Die Rechtslage sei «unklar». Mehrfach seien Personen ausländischer Staatsangehörigkeit wegen «angeblich gesetzeswidriger Handlungen und Verstössen gegen lokale Traditionen» festgenommen worden.

### Regelmässig Bomben

In Afghanistan drohen, schreiben unsere Behörden, «regelmässig Bomben- und Selbstmordanschläge» gegen «Behörden, Sicherheitskräfte, religiöse Stätten, religiöse Minderheiten, Märkte, Schulen, Hilfsorganisationen und Kundgebungen». Es gebe «gezielt Anschläge gegen ausländische Staatsangehörige (Reisende sowie Mitarbeitende von Hilfsorganisationen und ausländischen Firmen etc.)» sowie «gegen Einrichtungen, in denen sich Ausländerinnen und Ausländer aufhalten (z. B. Restaurants, Hotels, Flughäfen). Das Entführungsrisiko sei «sehr» hoch und betreffe «sowohl ausländische wie afghanische Staatsangehörige». In Notlagen möchte man sich bitte an die «Helpline des Bundes» wenden. Die nächste schweizerische Vertretung befinde sich allerdings erst in Islamabad, der Hauptstadt von Pakistan. Jede Haftung werde abgelehnt.

Das EDA stütze sich auf «eigene, als vertrauenswürdig eingeschätzte Informationsquellen», übernehme allerdings «keine Gewähr für die Vollständigkeit der Reisehinweise und für die Richtigkeit des Inhalts von verlinkten externen Internetseiten».

Worauf, um Himmels willen, habe ich mich eingelassen?

Doch zu spät. Die Reise ist gebucht, die Termine sind gemacht. Ich kann meinen afghanischen Verbindungsmann nicht noch einmal enttäuschen nach den vielen Verzögerungen bisher.

An einem Fussball-Wohltätigkeitsturnier in Moskau habe ich im letzten Jahr diesen umtriebigen, im Westen aufgewachsenen schwergewichtigen Deutsch-Afghanen kennengelernt, Multi-Unternehmer, aussichtsreicher ehemaliger Fussballjunior in München, Spitzname Nadschib, einst gertenschlank, heute sesselfüllend, ein afghanischer Falstaff.

Während Monaten, ich meine es als Kompliment, lag er mir in den Ohren. Unbedingt müsse ich mir selber ein Bild machen. Afghanistan sei anders, als wir hier im Westen glauben. Nein, er sei kein Talib, kein Koranschüler, kenne aber einige Leute aus der Regierung und habe einen guten Eindruck. Das Thema sei relevant, Geopolitik, Flüchtlinge, er könne helfen, interessante Interviewkontakte aufzugleisen.

### Gipfel der Dummheit?

In Bern raten sie mir ab. Ich male mir aus: Was, wenn mich eine verrückt gewordene Islamisten-Gruppe kidnappt? Man stelle sich die Schlagzeilen vor: Ehemaliger Schweizer Nationalrat, Journalist, eingebildeter Kara Ben Nemsi Effendi wird auf den Spuren von Karl May in den Gebirgsschluchten des Hindukusch verschleppt, Gipfel der Dummheit, der Wichtig-tuerei und der Verantwortungslosigkeit!

Ich zögere. Dann aber gibt das Gespräch mit einem Schweizer Unternehmer den Ausschlag. Erst kürzlich bereiste er mit Nadschib das Land, übernachtete draussen in der Wildnis in alten Militärcamps, die von nur einem verlorenen Sol-

### *In Bern raten sie mir ab. Was, wenn mich eine verrückt gewordene Islamisten-Gruppe kidnappt?*

daten bewacht worden seien. Nur eine Wache? Das klingt nicht nach einem Land, in dem angeblich laufend «Raketeneinschläge» und Bombenattentate drohen.

Doch, es gebe Sicherheitsrisiken, erzählt er mir, nennen wir ihn Markus, bei einem Tee in einem Hotel unweit des Zürcher Flughafens. Aber die hätten ausschliesslich mit dem Strassenverkehr zu tun und der halsbrecherischen Fahrweise der Afghanen in ihren Toyotas. Einigen Chauffeuren habe er 50 Dollar bezahlt, damit sie über die kaputten Fahrbahnen nicht mit mehr als 120 Sachen brettern. Ich fange an, mich innerlich auf die Reise einzustimmen. Die Worte des Landsmanns beruhigen mich. Auch die Schweiz ist eine Stammesgesellschaft. Wirklich glauben wir nur den Unsrigen.

So also finde ich mich, ungeimpft, dafür mit einer vollen Hausapotheke und einem Koffer voll angelesener Bücher auf dem Flieger nach Istanbul. Mit dabei auch der Fotograf Caspar Martig, mein Hadschi Halef Omar auf dieser Expedition.

Direktverbindungen nach Kabul gibt es nicht, aber regelmässige Linienflüge mit Turkish Airlines, einmal umsteigen. Offenbar ist die Landepiste in der afghanischen Hauptstadt wieder intakt. *Weltwoche*-Kollege Urs Gehrig erzählte mir von seinen Erfahrungen vor zwanzig und dreissig Jahren. Damals habe er jeweils erleichtert aufgeatmet, als seine Maschine auf dem «Kabul International Airport» zwischen all den alten Schlag- und Einschusslöchern endlich sicher zum Stehen kam.

Kaum sind wir in der Luft, vergrabe ich mich in die Bücher. Ich bekenne: Von Afghanistan verstehe ich wenig, eigentlich nichts. Ich bin auch nicht sicher, ob es überhaupt möglich ist, als Schweizer, als Europäer, als Westler, dieses Land jemals zu verstehen.

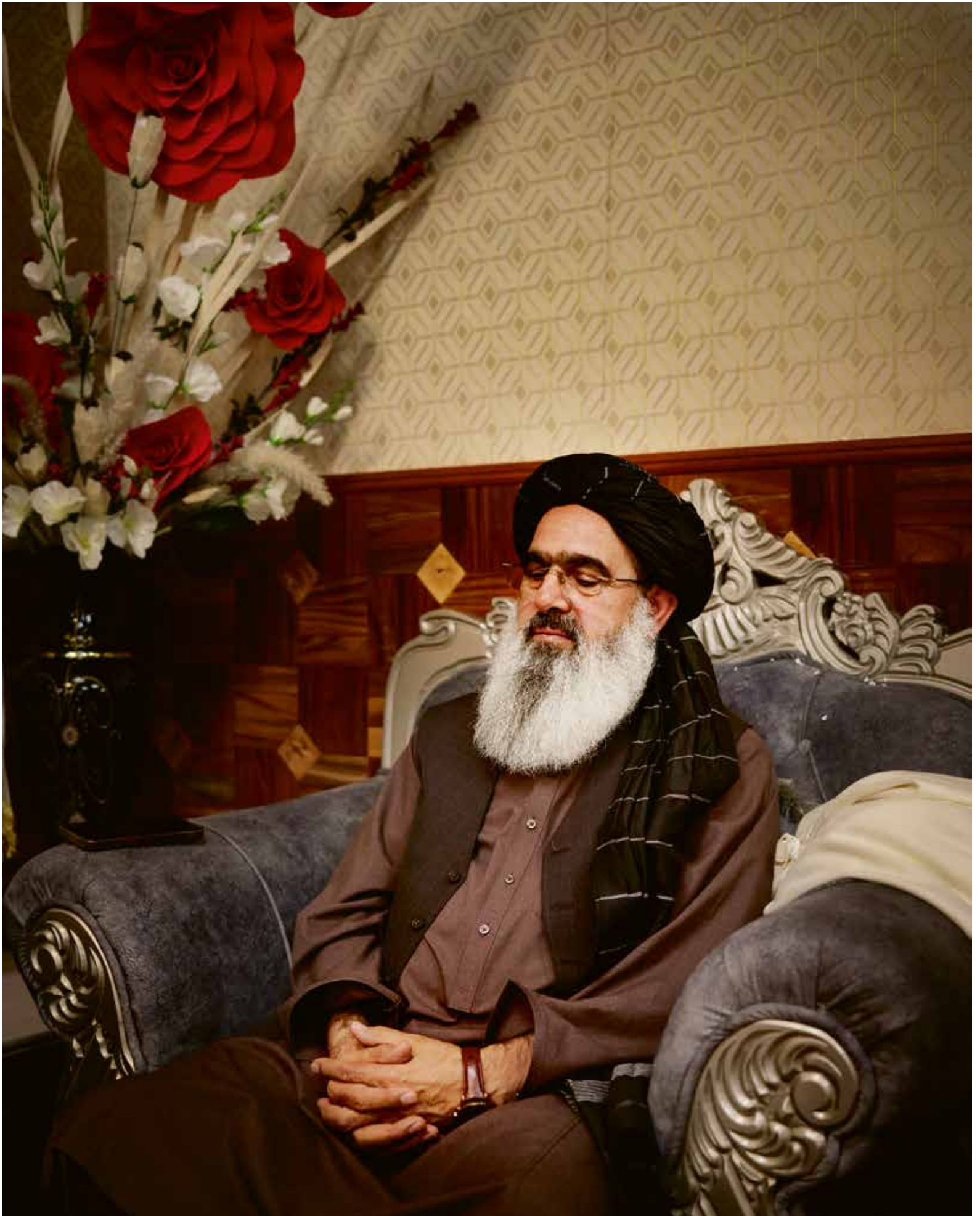
Als am Hindukusch, an den vorzeitlichen Verbindungswegen Zentralasiens, die ersten Hochkulturen entstanden, etwa im 5. Jahrtausend vor Christus, begannen sich in Europa und in der Schweiz nach der letzten Eiszeit allmählich Ackerbau und Viehzucht auszubreiten. Wir lebten als Pfahlbauer in Ufersiedlungen, während im fernen Zentralasien, im afghanischen Nordosten, bereits der Fernhandel blühte und es befestigte Metropolen gab wie Balkh, die «Mutter aller Städte».

Also Obacht beim Urteilen. Keine Überheblichkeiten. Ich nehme mir vor, nichts zu wissen und nichts zu meinen, sondern mich einfach neugierig, «ergebnisoffen», auf diese Reise einzulassen. Afghanistan hat bei uns ja eine denkbar schlechte Presse. Die regierenden Taliban gelten als mittelalterliche Finsterlinge mit Bart, als Frauenunterdrücker und Sponsoren des Terrorismus. Mal sehen, was herauskommt, wenn wir die Schlagzeilen mit der Wirklichkeit konfrontieren.

### Europäische Seins-Erweiterungen

Als Erstes sehe ich mir ein paar alte Aufnahmen von Kabul an. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts pilgerten hier die europäischen Hippies durch. Auf dem Landweg fuhren sie mit ihren VW-Bussen durch die Türkei, den Iran und Afghanistan nach Indien. Dabei machten sie Zwischenhalt in Kabul, 1800 Meter über Meer, damals ein niedliches Gebirgsstädtchen mit maximal 350 000 Einwohnern, ausladende, kaum befahrene Strassen, schmucke Herbergen und Coffee-Shops, malerisch umringt von den schneebedeckten Hügelketten des Hindukusch, ein zauberhaftes St. Moritz des Orients.

Unter dem kristallklaren Himmelszelt mit seinen funkelnden Sternen, erfahren wir aus Berichten von Augenzeugen, sollen die aus



*Veteran der Gotteskrieger:* Gesundheitsminister Mawlawi Noor Jalal Jalali.



*«Wenn du einen Tag im Verkehr überlebst, hast du bestanden»: Ankunft in Kabul.*



*Einst Hauptquartier westlichen Luxus' am Hindukusch: der berühmte Swimmingpool des Kabul-«Interconti».*

dem weiblichen Teil der Cannabispflanze gewonnenen Substanzen, vulgo «Schwarzer Afghane», wahre Wunder der Horizont-erweiterung und der Seins-Ergründung gewirkt haben. Afghanistan, das war zu Beginn der siebziger Jahre noch kein Synonym für Krieg, Terror und Abgrund, sondern ein Versprechen des Friedens und der Gastfreundschaft, eine Oase rauschender Glückseligkeit in unschuldiger Zeit.

### Durch den Fleischwolf

Kurz darauf ging es senkrecht abwärts. Afghanistan versank in der Hölle von Krieg und Bürgerkrieg. Bestialische Rasereien tobten sich auf diesem ewigen, majestätischen Gelände aus, das sich im Osten zum «Dach der Welt» erhebt, zum Himalaja mit seinen gewaltigen, unverrückbaren Wolkenkratzern.

Das Traurige ist, wenn ich es richtig verstanden habe, dass die Afghanen selber keinen dieser Kriege wollten oder angezettelt haben. Die Hauptrolle spielten, einmal mehr, die Grossmächte, die Supermächte, die Invasoren und Stellvertreterkrieger, die in Afghanistan ihre Duelle ausfochten, ihre Planspiele blutig durchexerzierten, so lange, bis sie selber realisieren mussten, dass ihre Pläne von Anfang an sinnlos waren, verbrecherisch, Hirngespinnste und Anmassungen, Machträusche, für die vor allem andere, die Mal um Mal vergewaltigten Afghanen, den höchsten Preis zahlen mussten.

Auf die Hippies folgten Staatsstreiche, die Absetzung des letzten Königs, der 1973 in Rom abdankte, dann Aufstieg der Kommunisten, wieder Attentate, gewaltsamer Umsturz, Einmarsch der Sowjetunion, Fleischwolf. Wie vor ihnen die Briten und später die Amerikaner zerschellten allerdings auch mit ihrer weit überlegenen Kriegsmaschinerie die Russen an der todesverachtenden Tapferkeit der Afghanen.

Aus Felsritzen und unerreichbaren Gebirgsstellungen, in denen sich gewöhnliche Menschen niemals aufhalten, feuerten diese fanatischen, bärtigen Patrioten, «Mudschaheddin»

### *Afghanistan erinnert mich an die Schweiz, Binnenland, schroffe Gebirge, Puffer zwischen Imperien.*

genannt, zunächst mit uralten britischen Ordonnanzgewehren auf die sowjetischen Besatzer, ihre MiGs und ihre Kampfhelikopter. Dann stellte ihnen US-Präsident Ronald Reagan hochmoderne Boden-Luft-Raketen, «Stinger», zur Verfügung, um Moskaus «Reich des Bösen» in die Knie zu zwingen.

Kurz nach dem schmachvollen Ende ihrer «militärischen Spezialoperation» in Afghanistan implodierte die Sowjetunion. Ein einsamer Michail Gorbatschow besiegelte nur kurze Zeit nach dem demütigenden Abmarsch der Truppen aus Kabul mit seiner Unterschrift im Kreml die

Auflösung des kommunistischen Grossreichs. Abermals hatten die unbeugsamen Afghanen einem Imperium das Rückgrat gebrochen.

Doch das Ende der Sowjets läutete nur eine weitere Schraubendrehung des Unheils ein. Afghanistan kam nicht zur Ruhe. Kaum war der gemeinsame Feind besiegt, fielen die erfolgreichen Warlords übereinander her. Wieder mischten sich fremde Mächte ein, Weltmetzger, insbesondere die Amerikaner, die allerdings feststellen mussten, dass die einstigen Verbündeten mit ihren Raketen nun plötzlich auf die ehemaligen Gönner zielten.

Aus dem mörderischen Durcheinander gingen die ominösen «Taliban» als Sieger hervor, die «Koranschüler», Paschtunengeistliche aus Pakistan, angeführt von einem Einäugigen, Mullah Omar, der dem Land Frieden, Einheit und ein strenges islamisches Regime versprach. Im Westen überschlugen sich sogleich die Gräuelmeldungen. Die Taliban seien Teufel, islamistische Ungeheuer, Terroristen, grässliche Unterdrücker der Frauen, eine Ausgeburt der Dunkelheit. Es dauerte nicht lange, bis ihr Regiment unter den Detonationen, im Flammeninferno bunkerbrechender US-Bomben an ein schnelles Ende kam.

### Amerikanisches Unglück am Hindukusch

Doch auch die Supermacht fand am Hindukusch kein Glück. Nach den Mullahs ging es wieder in die Gegenrichtung, 180 Grad. Die Männer schnitten ihre Bärte, die Frauen legten ihre Schleier ab, und der Westen liess Milliarden auf das leidgeplagte Land herunterregnen. In Kabul nistete sich die Nato mit ihren Hauptquartieren ein. Die Alliierten rollten Stacheldraht aus, zogen in der Hauptstadt um neurgalgische Gebäude Festungsmauern hoch und verwandelten Afghanistan in ein Land im Zustand der inneren Belagerung. Draussen streuten sie Heereslager aus, kleinere und grössere Burgen, die den Bewohnern das Gefühl von Sicherheit vermitteln sollten.

Aber mit jedem Schuss, mit jeder Bombe, mit jeder Milliarde, die auf Afghanistan niederging, wuchs die Unsicherheit. Wer abends das Haus verliess, lief Gefahr, ausgeraubt oder entführt zu werden. An nächtliche Fahrten durchs Land war nicht zu denken. Die Korruption schoss ins Gigantische. Die von Washington eingesetzten Marionettenregierungen kontrollierten oftmals nicht viel mehr als das unmittelbare Umfeld ihrer Paläste.

Präsident Joe Biden machte 2021 dem Wahnsinn ein Ende. Doch der Abmarsch seiner Soldaten, eine eigentliche Flucht, verlief ungleich chaotischer als die Niederlage der Sowjetunion. Zum zweiten Mal rollten die Taliban in Kabul ein. Der letzte afghanische Präsident von US-Gnaden, Aschraf Ghani, packte die Geldkoffer und bestieg seinen Privatjet Richtung Dubai. So überstürzt rannten die USA davon, dass sie

milliardenteure Waffenlager zurückliessen. Und seit damals regieren wieder die Koranschüler, doch in veränderter Besetzung. Ihren Staat nennen sie «Islamisches Emirat Afghanistan». In Kandahar, einer uralten Stadt im Westen, deren Gründung auf Alexander den Grossen zurückgeht, sitzt ihr oberster Führer, der Emir, den ausser seinen Vertrauten niemand zu Gesicht bekommt. Von der internationalen Gemeinschaft, die so uneins ist wie lange nicht

### *Auf die Hippies folgten Staatsstreiche, die Absetzung des letzten Königs, der Aufstieg der Kommunisten, Attentate.*

mehr, werden sie abgelehnt und isoliert wie auf einer Leprastation. Nicht einmal vor der Uno-Vollversammlung dürfen die Taliban sprechen. Dieses Feindbild eint gerade noch die sonst so heillos verkrachte Staatenwelt.

Aber halt, stopp! Beweist nicht gerade meine Reise, dass diese Erzählung nicht stimmen kann? Unter den ersten Taliban wäre ich, Macht der Feindbilder, wohl kaum hierhergefliegen. Sind die Taliban wirklich so isoliert, abgeblockt, boykottiert und ausgesperrt? Sind die Aussätzigen noch so aussätzig wie vor dreissig Jahren?

Zweifel melden sich. Die Chinesen drücken, höre ich, seien heiss auf die afghanischen Goldminen und Rohstoffe. Offenbar strecken auch die Amerikaner wieder ihre Fühler aus. Kürzlich strich Präsident Trump die Kopfgelder, die auf prominente Taliban-Politiker ausgesetzt waren. Washington hofft auf die ehemaligen Militärbasen. Nicht, um erneut die Herrschaft in diesem Mosaik der Völker und Stämme an sich zu reissen. Nein, diesmal geht es darum, die Chinesen abzublocken. Was wiederum den Taliban behagt, die Distanz schaffen wollen zu ihrem übermächtigen Nachbarn.

### Eine Schweiz Zentralasiens

Istanbul liegt hinter uns. Der Flug ruckelt ereignislos über den Steppen und Bergen Zentralasiens. Hier oben ist alles so friedlich. Ich trinke türkischen Tee, probiere die vorzüglichen Haselnüsse. In wenigen Stunden erreichen wir das Ziel.

Afghanistan, ich kann mir nicht helfen, erinnert mich an die Schweiz: Binnenland, wichtige Verbindungswege, unzugängliche, schroffe Gebirge, Knautschzone und Puffer zwischen Fürstentümern und Imperien. Vor Hunderten von Jahren waren die Eidgenossen die Afghanen Europas, Guerillakrieger, Meister der asymmetrischen Taktik, bärtige, hellebardenschwingende Freiheitshooligans, unter sich zerstritten, aber geeint, wenn mächtigere Nachbarn, Könige, Kaiser, Eroberer ins Land und auf die begehrten Alpenpässe drängten. Ihre einzigen Verbündeten waren Gott und ein für



«Die Frauen sind heute wieder sicher in Afghanistan»: Alltag und Rückkehr zur Normalität auf einem Marktplatz in Kabul.



Eindringlinge feindseliges Gelände, ihre Feldzeichen das christliche Kreuz wie für die Taliban die Inschriften des heiligen Koran.

Eine letzte Parallele kommt mir in den Sinn, ehe der Pilot den Sinkflug meldet. In einem der mitgeschleppten Geschichtsbücher lese ich, die afghanischen Herrscher, ähnlich wie die Eidgenossen, hätten wendige Neutralitätspolitik betrieben, mal nach dieser, mal nach jener Seite balancierte Verträge geschlossen mit allen gegen alle, deren einziges Ziel stets darin lag, die eigene Freiheit zu vergrössern.

Das ging erstaunlich lange gut, von der Gründung der Monarchie im 18. Jahrhundert bis zu deren Sturz im Jahr 1973. Doch dann geriet das arme Afghanistan, anders als die Schweiz, zwi-

### *Bereits auf unserer ersten Fahrt entdecken wir unverschleierte Frauen. Man sieht sie überall.*

schen die Fronten des Kalten Kriegs, in den blutigen, tödlichen Revierkampf der Supermächte. Alles, was seither geschah, muss darauf bezogen und vieles daraus erklärt werden. Wenn man sich im Westen heute in selbstgerechter Empörung über die Taliban ergeht, denke ich mir, dann sollte man sich zuerst die Frage stellen, welchen Anteil der Westen daran hat, dass es diese Taliban überhaupt gibt.

Unter den Wolken zeigt sich jetzt das hochgelegene Tal von Kabul. An dieser seit Jahrtausenden befahrenen Wegkreuzung Zentralasiens schlugen die Russen ihre Hauptquartiere auf, dann die Amerikaner, aber vor ihnen schon die Generäle Alexanders des Grossen, der auf der Jagd nach den Mördern des von ihm besiegten Perserkönigs Dareios über den legendären Chaiberpass ins antike Indien vorsties.

#### **Graubraunes Meer aus Häuserklötzen**

Von Kabul aus eroberte der sagenhafte Usbeke Babur den indischen Subkontinent und errichtete dort ab dem 16. Jahrhundert die Herrschaft der Moguln. Die Festung Kabul diente den Briten, bis zu ihrer Vertreibung durch die Vorfahren der Gebirgskrieger, als Stützpunkt, um den Vormarsch des russischen Zaren an die Grenzen des von ihnen beherrschten Indien zu stoppen. Wer heute den Ukraine-Krieg verstehen will, findet im «Great Game» zwischen der englischen Krone und dem Kreml im 19. Jahrhundert den Schlüssel.

Die Hügelkuppen des Hindukusch leuchten magisch unter der aufgehenden Sonne. Über der afghanischen Hauptstadt allerdings liegt eine Dunstglocke aus Abgasen und Staub. Kabul ist ein endloses, graubraunes Meer aus Häuserklötzen. Auf der Landebahn gibt es keine Schlaglöcher mehr. Der Flughafen macht einen organisierten Eindruck. Pünktlich rollt die Gangway an. Am Ausgang empfangen uns

bereits die Kollegen, allen voran Nadschib, der afghanische Falstaff, strahlend, Champagnerlaune, offenbar in traditioneller Tracht. In einer Wartehalle trinken wir Tee. Dann kommen die Koffer. Die Einreiseformalitäten sind erledigt. Unsere Passierscheine öffnen alle Barrieren. Wir besteigen einen weissen Toyota Land Cruiser, und durch ein wuchtiges Eisentor beginnen wir unsere Fahrt ins Ungewisse.

Was immer dort draussen auf uns wartet: Es hat nichts mehr zu tun mit dem verschlafenen orientalischen Idyll, das einst Legionen von Langhaarigen aus Europa lockte. Kabul ist eine Millionenstadt, ein Moloch, der gerade aus dem Schlaf erwacht. Auf den Strassen herrscht organisiertes Chaos, Gewimmel. Die meisten Fahrzeuge sind in ansprechendem Zustand, kaum Schrottkisten. Toyota hat hier einen Marktanteil von gegen 100 Prozent. Ampeln gibt es keine, eine schrill hupende Blechlawine, dazwischen überleben Fussgänger, schlängeln sich vereinzelt Pferdegespanne durch. Unser Begleiter scherzt: «In Kabul brauchst du keinen Führerschein. Wenn du den ersten Tag am Steuer überlebst, hast du bestanden.»

#### **Anders als Luzern**

Um einen ersten Eindruck zu vermelden: Es sieht anders aus als Zürich oder Luzern, aber auch anders als Berlin nach dem Zweiten Weltkrieg. Dort standen lange noch die Bombenruinen der Vergangenheit. Auch in Kabul schlugen jahrelang Raketen ein. Bomben explodierten. Es gab Strassenkämpfe, Sektoren, so dass die Einwohner Visa kaufen mussten, um die Strassenseite zu wechseln. Gemessen daran, ist diese geschändete, mehrmals massakrierte Stadt in einem erstaunlich guten Zustand.

Gewiss: Auf den ersten Blick erinnert nichts mehr an den Charme, den Kabul einst gehabt haben muss. Das Stadtbild ist komplett anders als auf den alten Bildern, aber daran denkt hier, wenn es nach fünfzig Jahren Krieg ums Überleben geht, wohl keiner.

Je näher wir der Innenstadt und unserem Hotel kommen, desto festungsähnlicher wirkt die Umgebung. Viele Gebäude sind mit Betonmauern aus Fertigteilen gesichert. Auf den meisten rostet Stacheldraht. Wir sehen Ausgucksnester, Wachtürme, aber die meisten sind verwaist, tot wie ausgeräucherte Vogelneester. Hinter einer besonders sauberen und hohen Betonwand, erzählt man uns, steht das ehemalige Nato-Hauptquartier. Verstaubt, verlassen und gespenstisch ragt auch das Eingangsportal der ehemaligen US-Botschaft auf, Szenerien wie aus einem «Mad Max»-Film. Einzig hier, an dieser Durchgangstrasse im Regierungsviertel, passieren wir bemannte Kommandoposten. Die Wachen sind freundlich. Neben ihnen parkiert stehen amerikanische «Humvees», jetzt arabisch beflaggt, eher Trophäen als Sicherheitswerkzeuge zum Gebrauch.

Aufmerksam beäugen wir die Menschen. Tragen alle Männer Bart? Hat es Frauen? Burkas? Sind alle verschleiert? Keine Frage: Männer dominieren das Strassenbild, fast alle in traditionellen afghanischen Tunikas mit Pluderhosen und Hüten oder Überwürfen. Bärte überwiegen, aber wir sehen alle Varianten, lange Bärte, gepflegte, ungepflegte, Dreitagebärte, Schnäuze. An einem Fussballturnier, das wir in ein paar Tagen besuchen werden, werden wir zu unserer Überraschung – westlicher Tunnelblick – gänzlich unrasierte Spieler in kurzen Hosen sehen, und zwar ausgerechnet aus Kandahar, das ist die Hauptstadt der Taliban, das spirituelle Zentrum, wo sie ganz besonders streng herrschen sollen.

Bereits auf unserer ersten Fahrt entdecken wir unverschleierte Frauen. Sie sind in der Minderheit, aber man sieht sie überall, wie sie Kinder am Morgen in die Schule bringen, an Marktständen in den Auslagen herumwühlen, mit den Händlern feilschen oder ganz einfach den Geschäftsstrassen entlangspazieren. Ich habe gelesen, ohne männliche Begleitung dürften Frauen in Afghanistan das Haus nicht verlassen. Wenn das stimmt, werden diese Regeln, so weit ich das flüchtig überblicke, zumindest an unserem Ankunftstag nicht wirklich streng befolgt. Es sind etliche Frauen zu sehen, die offensichtlich keinen männlichen Begleiter haben.

Die Einfahrt ins Hotel ist abenteuerlich und könnte den Eindruck erzeugen, Afghanistan sei immer noch im Krieg. An einer Kontrollbarriere stoppt uns die Wache. Papiere. Wir fahren ein paar Meter, dann kommt ein Mann mit einem Minensuchgerät. Er findet nichts. Nach ein paar weiteren Metern hält

*«Wir wollen raus aus der Isolation», sagt der Sicherheitschef. «Bitte teilen Sie das Ihren Lesern mit.»*

uns ein anderer Uniformierter auf. Diesmal beschnuppert ein Bombenhund den Wagen. Wir fahren den schmalen Weg entlang, bis sich eine Barriere hebt. Ein Eisentor schiebt sich zur Seite, dann überqueren wir den Holperparcours von Strassenhindernissen. Schliesslich erreichen wir den Innenhof mit Entrée. Vor uns öffnet sich die Oase eines Hotelgartens.

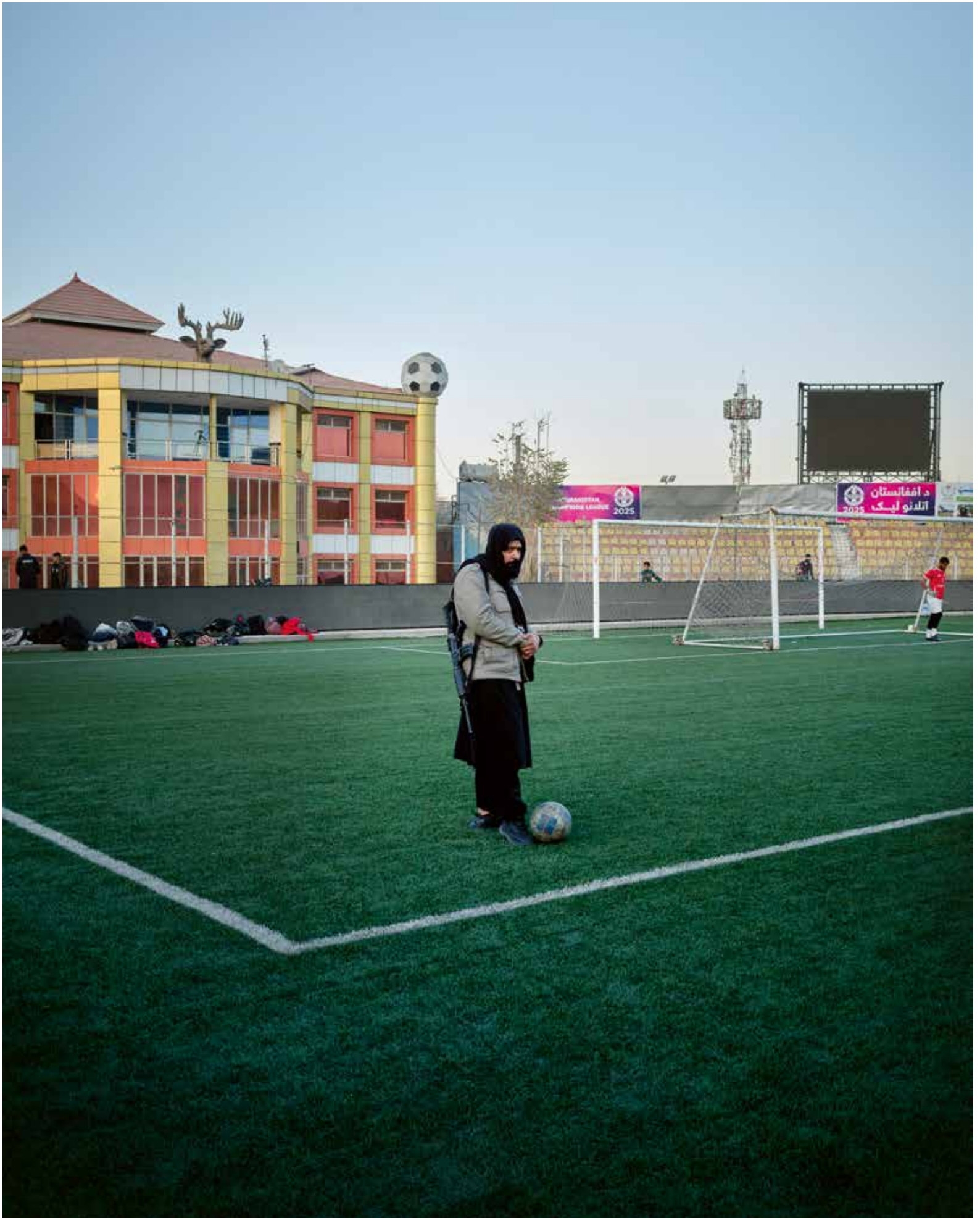
Ich frage einen Angestellten, ob diese Sicherheitsvorkehrungen nötig seien. Der Mann zuckt mit den Schultern. Kurz bevor die Sowjets nach Kabul kamen, lese ich auf Wikipedia, wurde hier der amerikanische Botschafter Adolph Dubs entführt. Zur Zeit der amerikanischen Herrschaft gab es Anschläge und Attentate auf das «Kabul Grand» und dessen prominente Besucher. Unsere afghanischen Kollegen versichern mir, wir hätten nichts zu befürchten.



*Macht der Tradition:* Frau in Burka, seltener Anblick in der Hauptstadt.



*Uralte Nation von Händlern:* einer der unzähligen Strassenstände an Kabuls Verbindungsachsen.



«Grüssen Sie Sepp Blatter und Gianni Infantino!»: Eröffnung der afghanischen Fussball-Saison im Fifa-Stadion von Kabul.

Aber das Management wolle nichts dem Zufall überlassen. Die Sicherheit der Gäste stehe über allem. Zudem hätten sich hier mehrere Botschaften einquartiert.

Das «Kabul Grand» ist auf westlichem Standard. Die Zimmer sind sauber, geräumig, wir haben Warmwasser, Internetverbindung, und die Leitungen sind so gut, dass ich sogar längere Videoaufzeichnungen in die Schweiz übermitteln kann. Manchmal, werde ich feststellen, fällt am Abend der Strom aus, doch nie für lange. Es gibt ein reichhaltiges Buffet und weitere Hotelgäste. Wir treffen Russen, Usbeken, Chinesen, Katarer, Iraner und einen Argentinier. Eines Morgens werde ich sogar von zwei sich ziemlich laut und unangenehm unterhaltenden Amerikanern gestört. Auf meine Frage, was sie hier machen, sagt der eine: «Jedes Mal, wenn es mir zu Hause in Oakland in Kalifornien wirklich beschissen geht, besteige ich den Flieger nach Kabul, um einen noch beschisseneren Ort zu sehen. Dann geht es mir wieder gut.»

### Talibans oberster Spion

Als Erstes steht ein Termin mit dem Spionagechef und obersten Sicherheitsverantwortlichen der Taliban auf dem Programm. Bis zuletzt wird mir nicht ganz klar sein, wer hier eigentlich wen interviewt. Interviewe ich den Sicherheitschef, oder interviewt er mich?

Wir treffen den Mann in dessen Privatresidenz, einem geräumigen Haus nicht weit von unserem Hotel, aber hier im Verkehr verliere ich die Orientierung. Sein Sekretär empfängt uns vor einer Veranda, wir ziehen die Schuhe aus und gehen ins Wohnzimmer. Entlang den Wänden stehen Stühle und Sofas. Man serviert uns Nüsse und Tee. Nach einem kurzen Geplauder betritt Abdul Haq Wasiq das Wohnzimmer, eine etwas düstere Erscheinung, 53 Jahre alt, dunkler Bart, ernster Blick, ein enger Vertrauter des Emirs. Kaum sitzt er, taut er auf.

Von 2002 bis 2014 war Wasiq in Guantanamo inhaftiert. Anscheinend soll er in terroristische Aktivitäten verwickelt gewesen sein, was Wasiq allerdings bestreitet. Unsere Bitte nach einem Foto schlägt er aus. Bevor ich eine Frage stellen kann, fragt er mich, was meine ersten Eindrücke von Kabul seien. Ich hätte, antworte ich, nach fünfzig Jahren Krieg grössere Zerstörungen erwartet. Das Leben wirke angesichts der Umstände erstaunlich normal. Man habe nicht das Gefühl, die Leute hätten Angst oder trauten sich nicht auf die Strassen.

Wasiq nickt. Sein Übersetzer überträgt seine Sätze in fehlerfreies Englisch. Ich kann nicht beurteilen, ob das, was er sagt, den Tatsachen entspricht, aber ich gebe hier einfach ungefiltert weiter, was mir dieser schlachtenerprobte Talibankämpfer erzählt. Möge auch einmal seine Sicht gehört werden, die Sicht sozusagen eines vom Westen Angeklagten.

Wasiq macht es sich auf seinem Sessel in einer Art Schneidersitz bequem: «Erstmals seit Jahrzehnten ist Afghanistan wieder souverän. Wir haben die Kontrolle. Niemand muss um sein Leben fürchten. Es gibt keine fremden Interventionen, und selbst die ökonomische Situation ist verkraftbar, wenn auch weit entfernt von gut.»

Gleichzeitig, fährt er fort, mir scharf in die Augen blickend, gebe es grosse Herausforderungen, zuvorderst die internationale Blo-

### *Die öffentlichen Schulen nehmen Mädchen nur bis in die sechste Klasse auf. Dann wird es schwierig.*

ckade. Rund 7 Milliarden Dollar an afghanischen Auslandsguthaben seien blockiert, Geld, das man gut gebrauchen könne. «Wir wollen raus aus der Isolation», sagt der Geheimdienstchef. «Bitte teilen Sie Ihren Lesern und Zuschauern mit, dass wir mit allen Ländern kooperieren wollen. Der Krieg ist vorbei. Wir haben die Feinde, die unser Land widerrechtlich besetzt hielten, vertrieben, aber wir sind Muslime und haben ihnen verziehen. Wir sind für niemanden eine Bedrohung und wollen nur unser Land wieder aufbauen.»

Wasiq verneint, dass die Taliban den internationalen Terrorismus unterstützten. Das Gegenteil sei richtig. «Wir bekämpfen den Terrorismus. Der Islamische Staat ist unser Feind. Wir sind ein natürlicher Verbündeter des Westens, der Amerikaner im Kampf gegen den IS, den wir im Osten des Landes besiegt haben. Die Welt sollte uns helfen, nicht uns ächten.» Doch bleibe der IS eine Herausforderung: «Scheitern die Taliban, kommt der Islamische Staat.»

### Flüchtlinge: Kommt nach Hause!

Sollen die Flüchtlinge aus Europa nach Hause kommen? Wasiq nickt. Auch die straffällig gewordenen Flüchtlinge seien willkommen. Ich frage ihn, was er einem afghanischen Familienvater rate, der zurückkehren wolle, aber aufgrund entsprechender Berichte sich Sorgen macht um seine drei Töchter, die in Afghanistan ab einem bestimmten Alter nicht mehr zur Schule gehen dürfen und auch andere Restriktionen zu fürchten hätten.

Auch dem Familienvater rufe er zu, er sei willkommen, ebenso dessen Töchter. Es sei dieser Regierung gelungen, allein aufgrund ihres starken Willens, dank Gottes Hilfe, ihre überlegenen Feinde zu besiegen, Sicherheit und Frieden nach Afghanistan zurückzubringen. «Die Frauen sind heute wieder sicher in Afghanistan. Unsere Regierung hat den Drogenhandel gestoppt. Wir sind unabhängig von fremder Einflussnahme. Wir Afghanen haben Hunger nach Frieden.» Wasiqs Sekretär ergänzt: Ich möge bedenken, dass Afghanistan sich gerade von fünf-

zig Jahren Krieg und Fremdherrschaft erhole. Noch sei vieles nicht perfekt, man könne manches besser machen. Aber die Flüchtlinge hätten nichts zu befürchten.

### Westliche Brillen machen blind

Ist das Propaganda, oder kann ich die beiden beim Wort nehmen? Die Verabschiedung ist herzlich. Wir fahren in die Nacht hinaus. Inzwischen ist es finster. Es dunkelt früh, etwa um fünf, doch auf den Strassen leuchten die Stände. Noch immer wird gekauft und verkauft. Auch die Ladenlokale in den Häusern sind geöffnet. Nadschib hat uns einen Tisch in einem Restaurant reserviert. Man wird uns Reis und Fleisch bringen, Fladenbrot, Tee und Joghurt, alles ausgezeichnet. Den Service führt ein westlich gekleideter Chef. Mehrere Frauen, übrigens ohne Schleier, helfen ihm.

Am zweiten Tag treffe ich einen NGO-Vertreter, Veteran des Humanitären, der lieber anonym bleiben möchte, um offen zu reden. Afghanistan bezeichnet er als «Land der Nuancen». Die westliche Brille mache blind. Eine «monolithische Sicht» führe in die Irre. Er bestätigt, was auch ich vermute: Die Taliban sind keine Einheit, kein Block, es gibt Schattierungen.

Afghanistan sei eine Theokratie, vielleicht sogar eine theokratische Diktatur, aber eine, die sich in überwiegender Übereinstimmung mit dem Willen und den Interessen der Bevölkerung befinde. Zumindest bis jetzt. Das müsse man im Westen akzeptieren. Es gebe Konflikte mit Pakistan, ihrem alten Sponsor, doch mittlerweile hätten sich die Taliban da freigestrampelt. Kabul knüpfe Kontakte mit Indien, «was den Pakistanern nicht gefällt». Das sei wohl der Hintergrund der pakistanischen Angriffe im Osten, unweit der Grenze, also dort, wo ich demnächst hinfahre.

Die Regierung des Emirats habe den Krieg beendet. Zum ersten Mal seit vierzig Jahren sei es ruhig im Land, keine bewaffneten Banden, keine Überfälle, keine Explosionen oder Entführungen. Das sei ein grosses Verdienst. Aus diesem Grund seien die Afghanen auch bereit, die Restriktionen hinzunehmen. Die seien beträchtlich, vor allem für Frauen.

Die öffentlichen Schulen nehmen Mädchen nur bis in die sechste Klasse auf. Dann werde es schwierig. Es gebe private Angebote, aber das sei kein Ersatz. Auch von den öffentlichen Universitäten seien die Frauen ausgeschlossen. Er habe von Ausgangsbeschränkungen gehört. Wenig davon habe mit dem Islam zu tun, vieles sei Tradition, ein kompliziertes Thema, aber vor allem eine riesige Hypothek. Zwar dürften die Frauen arbeiten, es gebe auch Ärztinnen und Lehrerinnen, aber keinen Nachwuchs. «Doch auch die Taliban wollen, dass ihre Töchter von Frauen behandelt werden. Das System geht nicht auf.» Er habe den Eindruck, die Taliban hätten die Schrauben zuletzt sogar eher angezogen als gelockert. >>>

Als Zeitbombe bezeichnet der NGO-Mann die sozioökonomische Lage. Iran und Pakistan haben rund drei Millionen Afghanen aus dem Land geworfen. Viele von ihnen würden in Flüchtlingslagern im Osten leben. Auf einen Schlag fielen die Geldzahlungen aus dem Ausland weg. Die vorwiegend jungen Männer hätten keine berufliche Perspektive. «Das ist potenzieller Terroristennachwuchs.» Er stimme dem Geheimdienstchef zu, der IS sei momentan besiegt – aber noch nicht vernichtet. Bessere sich die Lage nicht, werde der IS unter den Verzweifelten Anhänger rekrutieren.

Für unseriös hält der NGO-Vertreter Aussagen, wonach die Afghanen aus Europa zurückkehren könnten. Er zweifelt, ob die Regierung die Migration wirklich im Griff habe. Ja, es gebe eine gewisse Normalität, aber eben auch die Restriktionen. Der Emir werde kaum zugeben, dass er sich geirrt habe, und die Schulen für Mädchen wieder öffnen. Es brauche hier viel Fingerspitzengefühl, kleine Schritte, auch Engagement von aussen. Die Boykottpolitik sei falsch.

#### «Wir sind für Frauenrechte»

Ich nehme mir vor, den Kulturminister, Khairullah Khairkhan, mit den Befunden meines anonymen Gewährsmanns zu konfrontieren. Offenbar ist dieser Politiker in der Regierung ein aufstrebender Mann und für wichtige Posten im Gespräch, auch fürs Ausland. Wir betreten einen stattlichen Bürokomplex. Über ein paar trostlose Gänge und Treppen, an verwaisten Holztischen vorbei, es ist recht kalt, kommen wir in sein Büro. Drinnen ist es behaglich. Der Minister wärmt sich barfüssig an einem Heizofen. Es gibt köstliche Nüsse, Bananen und Tee. Ab und zu stehen unsere Gastgeber auf, um zu beten. Dann setzen sie das Gespräch punktgenau dort fort, wo wir aufgehört haben.

Der Minister begrüsst uns im Wortsinn herzlich, indem er seine rechte Hand auf die linke Brustseite legt, eine hier weitverbreitete Geste, die wir alsbald übernehmen. Er spricht hervorragend englisch. Einen Übersetzer brauchen wir nicht. Die Situation, fängt er an, habe sich drastisch zum Guten verändert. Noch vor kurzem beherrschten Banden und Fremde das Land, habe es weder Sicherheit noch Frieden gegeben. Heute könne man überall hingehen. Erstmals seit langem gebe es eine gewisse Einheit. Die Leute würden die Regierung unterstützen. «Wir sind für alle da, nicht nur für die Taliban oder die Paschtunen», also die mächtigste Ethnie.

Die Flüchtlinge? «Sie sollen nach Hause kommen. Der Emir habe allen vergeben, vor den Taliban müsse keiner Angst haben.» Ich frage ihn nach den Restriktionen gegen Frauen, erzähle von den Aussagen der NGOs. Der Minister schaut mich an: «Jedes Land hat seine eigene Kultur. Man sollte dies respektieren. In Afghanistan sind die Frauen sehr kostbar, Königinnen. Auch ich habe eine Frau, ich liebe und respektiere sie

sehr. Ich will zum Beispiel nicht, dass sie arbeiten muss. Das Geld habe ich nach Hause zu bringen, nicht sie. In der Schweiz kann ein Mädchen einen Freund haben. Bei uns braucht es dazu die Einwilligung der Familie.»

«Wir sind nicht gegen, wir setzen uns für die Frauenrechte ein!» Die Taliban hätten zahlreiche Gesetze verabschiedet, um Frauen zu schützen und ihre rechtliche Stellung zu stärken. In Stammesgebieten dürften Frauen nicht mehr gegen ihren Willen verheiratet werden. Das sei nun offiziell verboten. Früher sei es oft vorgekommen, dass Töchter um ihr Erbe gebracht wurden, wenn der Vater starb. Auch diese Praxis hätten die Taliban unterbunden. Töchter könnten sich wehren vor Gericht. Es gebe keine Willkür mehr.

Ich frage den Minister, was er vom Verbot der höheren Schul- und Universitätsbildung für Mädchen halte und warum seine Regierung diese aus meiner Sicht unsinnige Massnahmen nicht aufhebe, zumal sie ja auch gewaltige Opportunitätskosten habe, letztlich ein wichtiger Grund sei für die Isolation Afghanistans.

Um diese Praxis, die mit dem Islam übrigens nichts zu tun habe, zu verstehen, müsse man in die Geschichte Afghanistans zurückblenden, erklärt Khairkhan, in die Zeit von König Ullah Khan. Dieser Monarch habe zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Briten endgültig besiegt und die rechtliche Unabhängigkeit Afghanistans vom Empire erstritten. Er sei dafür vom Volk verehrt und sozusagen urkundlich als Held gefeiert worden.

Nach dem Ersten Weltkrieg sei Ullah Khan in die Türkei gereist. Dort habe er den bedeutenden Reformen Atatürk kennengelernt. Der habe ihm erklärt, Afghanistan habe nur dann eine Zukunft, wenn es sich so konsequent wie die Türkei dem Westen öffne, den islamischen Glauben zurückdränge, die Gesellschaft reformiere und manche Traditionen abschneide. Ullah Khan habe diese Forderungen übernommen, seine Frau habe begonnen, westliche Kleider zu tragen. Dann sei ein Burka-Verbot ergangen. Das habe zu Unruhe und Protest geführt, weil es die konservativen Afghanen nicht akzeptierten. Für sie sei es ein Ausverkauf ihrer Kultur gewesen.

Das Fass zum Überlaufen gebracht aber habe, dass Ullah Khan eine Gruppe junger Afghaninnen in Röcken nach Ankara zum Studieren schicken wollte. Darin hätten die Stammesgebiete einen Anschlag aufs Innerste ihrer Familienstrukturen, ihrer Lebensweise gesehen. «Fast über Nacht wurde aus dem Helden ein Verräter», sagt der Minister. Ullah Khan habe abdanken und ins Exil gehen müssen. Er starb 1960, übrigens in Zürich, im Schweizer Exil.

#### «Frauen sind die rote Linie»

«Die Frauen sind in Afghanistan die rote Linie», beendet der Taliban-Politiker seine Rede. Das Frauenthema sei hochexplosiv, und viele Afgha-

nen hätten kein Verständnis, wenn die Regierung nach westlicher Vorstellung schon jetzt die Universitäten für Frauen wieder öffnen würde. Dies gefährde die Sicherheit, den Zusammenhalt. Gerade die für den Sieg ausschlaggebenden Krieger aus den Land- und Berggebieten würden sich fragen: Wofür haben wir in den letzten zwanzig Jahren gekämpft, wenn wir doch wieder die westlichen Sitten übernehmen?

«Wenn wir jetzt die Universitäten und höheren Schulen öffnen, explodieren wieder Bomben in Afghanistan.» Der Islam verbiete die Ausbildung der Frauen nicht. Aber es sei der falsche Zeitpunkt. Sicherheit und Einheit hätten Priorität, die Ausbildung der Frauen komme danach.

#### *Die Amerikaner sagen, sie hätten 20 Milliarden in Spitäler investiert. «Ich wünschte mir, es wäre wahr.»*

Er bitte um Verständnis. «Gebt uns Zeit, in spätestens fünf bis zehn Jahren ist Afghanistan bereit.» Man werde die Beschränkungen aufheben, ich solle ihm dies glauben.

Mahnend fügt er hinzu: Heute würden sich die afghanischen Frauen sicher fühlen, sicherer als jemals zuvor in den letzten dreissig, vierzig Jahren. 90 000 Lehrerinnen arbeiteten in Afghanistan, 112 000 Ärztinnen, sogar 5000 weibliche Polizeioffiziere. Allein vier Spitäler in Kabul seien ausschliesslich für Frauen reserviert. «Wären wir gegen Frauen, gäbe es dies nicht.»

Ein Zuschauer fragt mich per E-Mail, ob es in Kabul an Lebensmitteln mangle. Diesen Eindruck habe ich nicht. Für meine «Daily»-Sendungen filme ich an Einkaufsstrassen und in Geschäften. Wir besuchen einen Laden für Gutbetuchte. Dort gibt auch Westmarken, von Lindt-Schokolade bis Gillette oder Nutella. Die Stände entlang der Strassen sind prall gefüllt mit Früchten oder Fleisch, Reis, Brot und allen anderen Nahrungsmitteln. In afghanischen Supermärkten sind die Regale ebenfalls voll. Dort ist es billiger als im Westmarken-Shop, und Mangel sehe ich nirgends. Doch ich erinnere mich, was der NGO-Mann sagte: «Kabul ist eine Vitrine.» Man dürfe nicht verallgemeinern.

Ein Schweizer Leser schreibt mir, ich solle unbedingt seinen Schwiegervater in Kabul treffen, HSG-Absolvent, Schweizer, ursprünglich Afghane, aus alter Familie, heute wohnhaft in Lostorf, Solothurn. Die Whatsapp-Nummer liegt bei. Gleich rufe ich an. Eine freundliche Stimme meldet sich. Abgemacht, wir treffen uns.

#### Sieben Jahre in amerikanischer Haft

Zuvor besuchen wir in seinem Gästehaus den afghanischen Gesundheitsminister, Mawlawi Noor Jalal Jalali, Veteran der Taliban, bereits in der ersten Phase der neunziger Jahre als stellvertretender Minister dabei, dann inhaftiert, sieben Jahre im US-Stützpunkt Bagram, nach dem



*Stolz, majestätisch, unverrückbar in die Ewigkeit gestellt: Grossmarkt für Vögel auf Kabuls Hochplateau.*



*«Niemand verhungert in Afghanistan»: Metzger inmitten seiner Auslage.*



*Relikte eines orientalischen Idylls: ab 17 Uhr dunkelt es ein am Hindukusch.*





«Jedes Land hat seine eigene Kultur»: Kulturminister Khairullah Khairkhah.



Relikte des Krieges: Noch prägen zum Teil verlassene Festungsbauten Kabuls Innenstadt.

Abzug der Amerikaner Truppenkommandeur im Osten. Dort soll er erfolgreich den IS niedergeschlagen haben.

Seine Gäste empfängt der Weissbärtige, eine würdevolle Erscheinung, Mischung aus Ajatollah Chomeini und Christopher Lee, persönlich im Wohnzimmer. Er bietet uns Tee und hervorragende Granatäpfel an. Seine Exzellenz, wie ihn der Übersetzer nennt, spricht ein hervorragendes Englisch, lässt dennoch übersetzen. Wie beurteilt er die Lage? Afghanistan habe den Krieg gewonnen. Was müsse es tun, um auch den Frieden zu seinen Gunsten zu entscheiden?

### Talibanisches Lob für die Schweiz

Jalal Jalali antwortet mit einem Gleichnis: «Wenn auf einer Ebene zwei Löwen kämpfen, frage den Fuchs, der vom Felsen aus zuschaut, was zu tun sei, wenn die Kämpfe enden.» Der Zuschauer wisse es besser als die Kämpfer. Was also würde ich als neutraler Schweizer den Afghanen raten? Ich verspreche eine Antwort am Ende unseres Gesprächs.

Jalali kennt mein Land. Im Juli letzten Jahres war er in Genf an einer Konferenz der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zum Thema Kinderlähmung. Während der Tagung bekam er plötzlich Herzprobleme und musste ins Spital. Aus dem Rühmen der Schweizer Ärzte kommt er kaum heraus. «Es wäre mein Traum, mit Ihrem Land zusammenzuarbeiten.»

Zuerst erzählt er von seiner Haft im US-Stützpunkt Bagram. «Eines Tages packten sie mich. Ich wusste nicht warum. Zwar hatte ich einen Posten in der Regierung, aber ich war nicht beteiligt an regierungsfeindlichen Aktionen. Als ich die Amerikaner fragte, warum ich inhaftiert werde, befahlen sie mir, ich solle

*«Wir sehen natürlich den Krieg im Osten Europas, die enormen, ungelösten Migrationsprobleme.»*

den Mund halten. Ich sagte ihnen, dieser Hass, diese Unterdrückung werde auf sie zurückfallen, er werde sie selber treffen. Sieben Jahre sass ich in Haft. Am Anfang war nur Hass, am Ende lachten wir uns sogar zu. Man fragt uns, ob wir unseren Feinden vergeben. Wir haben es schon lange getan. Der Krieg liegt hinter uns. Dabei sind die Amerikaner Fremde. Wenn wir ihnen vergeben können, können wir auch unseren Landsleuten vergeben, die mit den Amerikanern zusammengearbeitet haben.»

### «Erstmals können wir aufatmen»

Die gesundheitliche Lage sei dramatisch. Die meisten Afghanen hätten kein Geld für medizinische Behandlungen. Deshalb müsse man die Gesundheitsversorgung gratis zur Verfügung stellen. «Der Emir wollte Geld verlangen, aber ich überzeugte ihn, dass wir das nicht tun dür-

fen.» Die Amerikaner behaupten, sie hätten 20 Milliarden Dollar in Spitälern investiert. «Ich wünschte mir, es wäre wahr», sagt Jalali, «doch das Geld ist verschwunden. Wer es sich leisten kann, lässt sich im Ausland behandeln.»

Es herrsche ein Mangel an allem, an Einrichtungen, an Geräten, an Geld. In Afghanistan gebe es 413 Distrikte, nur 92 davon hätten ein Spital. Krebs breite sich aus. Endlich baue man nun eine Krebsklinik in Kabul. Herz-Kreislauf-Krankheiten seien ebenfalls auf dem Vormarsch. Die grösste Herausforderung allerdings bleibe, den Frieden zu bewahren. Er habe die Waffen niedergelegt. Nun kämpfe er für die Gesundheit.

«Erstmals können wir aufatmen.» Es seien gute Dinge getan, Reformen angestossen worden. Die Regierung habe den Drogenhandel verboten. Die Sicherheit sei gewährleistet, das müsse man im Westen glauben. Gross sei nach wie vor die Arbeitslosigkeit, aber solange Frieden herrsche, werde man auch dieses Problem lösen. Davon sei er überzeugt.

Wo sieht der Minister Bedrohungen des Friedens? Die Afghanen seien kein kriegerisches Volk, erst recht nicht die Taliban. «Wir verteidigen nur unsere Heimat.» Anders als frühere Regierungen würden die Taliban versuchen, mit allen Afghanen zu reden, auch draussen in den Randgebieten. «Wir bemühen uns, bescheiden zu bleiben. Ich nenne mich, wenn ich vor die Leute trete, nicht Minister, sondern Diener. Das sind wir, Diener des Volkes. Schauen Sie sich um, wir leben einfach, im Einklang mit unseren religiösen Gesetzen.»

Was sei das Wichtigste, um Afghanistan zu verstehen? Der Minister spricht aus, was ich in vielen Gesprächen höre: «Konzentriere dich auf dein Land, und lass die Afghanen sich auf ihr Land konzentrieren. Wir haben so viele Jahre gelitten, jetzt wollen wir unsere Heimat wieder in Ordnung bringen.» Wenn wir dies verstünden, könnten wir mit Afghanistan hervorragend zusammenarbeiten. «Die internationale Gemeinschaft sollte die Afghanen nicht bevormunden, aber auch nicht allein lassen. Wir sind gute Menschen. Ihr solltet uns helfen.»

### Neutralität für Afghanistan

Nun will er meinen Rat hören. Für mich, gebe ich zur Antwort, sei Afghanistan eine Art Schweiz Zentralasiens, Binnenland, hohe Berge, wichtige Pässe, viele Völker und Mentalitäten, mächtigere Nachbarn. Wir würden den Afghanen eine föderalistische Staatsordnung empfehlen und die Neutralität nach Schweizer Art: starkes Alpenréduit der Selbstverteidigung mit einem unbezahlbar hohen Eintrittspreis für jeden Aggressor, gleichzeitig aber eine Politik der welt-offenen Bündnisse, möglichst viele Verträge abschliessen, um sich von keinem vereinnahmen zu lassen.

Der Minister nickt zufrieden und stimmt mir zu. Das sei genau die Politik seiner Regierung.

«Absolute, bedingungslose Neutralität», wie man sie in der afghanischen Geschichte übrigens schon unter den Königen gepflegt habe, leider nicht immer erfolgreich.

Wie sieht der Minister die Lage in Europa? Verfolgt man in Afghanistan den Ukraine-Krieg, die Migrationskrise, die innenpolitischen Turbulenzen innerhalb der EU? «Wir sehen natürlich den Krieg im Osten Europas, die enormen, ungelösten Migrationsprobleme. Wir kennen das alles.» Das Wichtigste sei die Beendigung des Krieges, die Rückkehr zum Frieden. Krieg vergifte alles. «Wir hoffen und beten für den Frieden in Europa.»

Eine letzte Frage noch. Wie muss man sich das Privatleben eines früheren Taliban-Kommandanten und heutigen Ministers vorstellen? Jalal Jalali lächelt: «Ich wünschte, ich hätte ein Privatleben, aber unsere Bürde ist zu gross.»

Unlängst habe er einen alten Bekannten getroffen. Der habe ihm von seinen Kindern berichtet, wie gross sie geworden seien. «Er zeigte mir mit der Hand, vertikal, die ungefähre Körpergrösse seiner Söhne und Töchter.» Darauf habe er den Minister gefragt, wie es um dessen Kinder stehe. «Ich zeigte mit meinen Händen ebenfalls die Grösse an, allerdings nicht vertikal, sondern horizontal.»

Der Bekannte habe ihn darauf gefragt, weshalb er die Grösse nicht vertikal, sondern horizontal angebe. «Ich muss ihm sagen, dass meine Kinder noch im Bett sind, wenn ich das Haus am Morgen verlassen, und bereits schlafen, wenn ich abends nach Hause komme. Also weiss ich nur, wie sie liegend aussehen, nicht stehend.» Mit einem finalen, versonnenen Lächeln steht der Minister auf, bedankt sich herzlich und verlässt mit seinem Gefolge von etwa vier Leuten den Raum.

### Der Lord, den sie «Onkel» nennen

Vor der Abfahrt in die Berge findet das kurzfristig aufgegleiste Treffen mit Mohammed Sedick Hamed statt, dem Schweizer Afghanen aus dem Kanton Solothurn. Seine Familie entstammt einer alten afghanischen Dynastie von Aristokraten mit erheblichem Landbesitz seit 300 Jahren, wobei die Ländereien zwischen durch beschlagnahmt, enteignet, zum Teil zerstört worden seien. Erst in den letzten Jahren schaffte es der Ökonom mühsam, die alten Besitztümer wieder unter die Kontrolle der Familie zu bringen. Heute lebt er, wie er mir erzählt, acht Monate pro Jahr in Afghanistan, entwickelt seine Ländereien, im Einverständnis mit seiner Frau und der Familie, die er sehr vermisst. Hamed hat zwei Söhne und zwei Töchter, zwei seiner Kinder seien spezialisierte Ärzte, ein Sohn habe Geschichte und Literatur studiert, seine jüngste Tochter an der Uni Bern ihre Masterarbeit in Biologie eingereicht, «auf Englisch», wie der Vater stolz betont.

Hamed kam 1970 als junger Mann in die Schweiz und studierte Wirtschaft an der Hoch-

schule St. Gallen, war Produktmanager in einer Möbelfirma, machte sich als Unternehmer selbstständig, «mässig erfolgreich», wie er anfügt, und arbeitete dann als Analyst beim Bund. Die Schweiz-Verbindung kam durch seinen Vater zustande, Dr. Abdul Samed Hamed, der an der Universität Bern Rechtswissenschaften studierte und in den sechziger Jahren den letzten König Sahir Schah überzeugte, von der absoluten Monarchie zum Konstitutionalismus überzugehen. Dr. Hamed schrieb auch mit an der Verfassung.

### «Das Geld hat Afghanistan vergiftet»

Sedick Hamed erscheint pünktlich mit seinem Sekretär in der Lobby. Er trägt die traditionellen Kleider Afghanistans, sehr distinguiert, mit einer eleganten Weste und einem Jackett, das auch einem englischen Landadeligen stehen würde. Sein Bart ist grau und kurzgeschnitten. Auf seinem Kopf sitzt leicht geneigt eine Karakul-Mütze aus dem Fell neugeborener Lämmer. Dieses traditionelle Accessoire sei leider, sagt Herr Hamed fast entschuldigend, wegen des früheren Präsidenten Karzai in Verruf geraten, doch er habe es gerne an und widersetze sich insofern dem politmodischen Zeitgeist in der Hauptstadt.

Sein Sekretär spricht ihn mit «Sardar» an, Lord, doch Hamed korrigiert ihn freundlich: «Nenn mich Onkel!» Das sei keine Kleinigkeit, erklärt er mir. Afghanistan habe, wie die Schweiz, uralte egalitäre Traditionen. Es sei verpönt, hier seinen Reichtum oder seine Position zur Schau zu stellen. Er sei zwar selber nicht reich, habe aber etliche Ländereien, «klein für Afghanistan, aber Grossgrundbesitz nach Schweizer Massstäben». Die Leute würden Angebereien überhaupt nicht schätzen. «Man darf nicht sehen, wer der Lord und wer der Bauer ist.»

Ich frage Herrn Hamed, wie er die Lage in Afghanistan heute beurteile. Sein Fazit ist optimistisch: «Was ich sehe, was vielleicht 90 Prozent der Afghanen spüren, ist ein sich ausbreitendes Gefühl der Sicherheit. Man hat keine Angst mehr, in der Nacht irgendwo hinzufahren.» Weiter falle ihm auf, dass sich die Taliban grösste Mühe geben, auf die Bevölkerung einzugehen, den Leuten entgegenzukommen. Man behandle die Bürger nicht von oben herab, spiele ihnen kein Theater vor. Vorgestern sei er beim Landwirtschaftsminister vorstellig geworden. Gemeinsam habe man auf dem Boden gegessen, «es gibt kein Oben und Unten».

Der Solothurner rühmt die Sicherheit der Landstrassen. Mehrmals pro Monat müsse er in den Osten fahren, in die Umgebung von Dschalalabad. Unter den Amerikanern seien Entführungen, Schiessereien und Korruption durch Verbrecherbanden an der Tagesordnung gewesen. Auf den Landstrassen habe es nur beschränkten Verkehr gegeben, in der Nacht aus Sicherheitsgründen fast keinen. Bereits auf den Ausfahrtstrassen von Kabul hätten Gangster mit

Steinen die Fahrbahn blockiert. «Man musste stoppen und wurde ausgeraubt. Wer sich weigerte, zu kooperieren, dem schossen sie, wenn man Glück hatte, nur in die Beine.»

«Das viele Geld, das von aussen reinfloss, hat Afghanistan vergiftet.» Wenn er heute jemanden jammern höre, es gebe kein Geld mehr, rufe er ihm zu: «Sei doch froh! Jetzt müssen wir uns etwas einfallen lassen! Selber kreativ sein.» Er sei kein persönlicher Gegner des früheren Präsidenten Karzai. Er kenne ihn auch und habe ihn in Kabul schon getroffen. Die Regierung investiere viel in dessen Sicherheit. Doch einen Vorwurf könne er dem einstigen Machthaber aus namhafter Familie nicht ersparen. Mit all den Entwicklungsmilliarden sei fast nichts aufgebaut worden, von ein paar Häusern und Strassen abgesehen. Vor allem fehle es an Spitälern. «Das Geld versickerte auf Auslandskonten und in den Taschen der vielen Profiteure.»

Dies halte er den Taliban zugute, dass sie die Einfachheit, bis jetzt, über den persönlichen Vorteil stellen. Dann und wann beobachte er aber auch bei ihnen dummes Verhalten, etwa wenn regierungsnahen Kreise sich kleine Privilegien herausnehmen, nicht anstehen, bei Kontrollposten auf der Seite an den anderen Autos vorbeifahren. Das sei nicht gut. Doch man dürfe die Afghanen nicht unterschätzen. Sie hätten immer wieder bewiesen, dass sie Regierungen stürzen, wenn sie gegen das Interesse der Bevölkerung handeln.

Die Taliban würden falsch beurteilt. Er selber sei gläubiger Muslim, halte aber zur Politik Distanz. Die falsche Berichterstattung sei ein Elend. Er habe die Taliban schon in den neunziger Jahren erlebt, dann die amerikanische Besatzung und schliesslich die Rückkehr der Koranschüler vor viereinhalb Jahren. Schon die ersten Tali-

### *Nach seiner Beurteilung habe die Frau heute eine bessere Stellung. Man halte respektvoll Distanz.*

ban hätten vieles richtig gemacht, den Bürgerkrieg beendet und die für den Zusammenhalt des Landes so wichtigen Traditionen verteidigt, auch wenn dies viele im Westen befremde. Hätten die Amerikaner Afghanistan 2001 nicht bombardiert, vermutet er, wären die Taliban wohl an der Macht geblieben. «Sie hatten grossen Rückhalt im Volk.»

### Frauen waren Sexobjekte

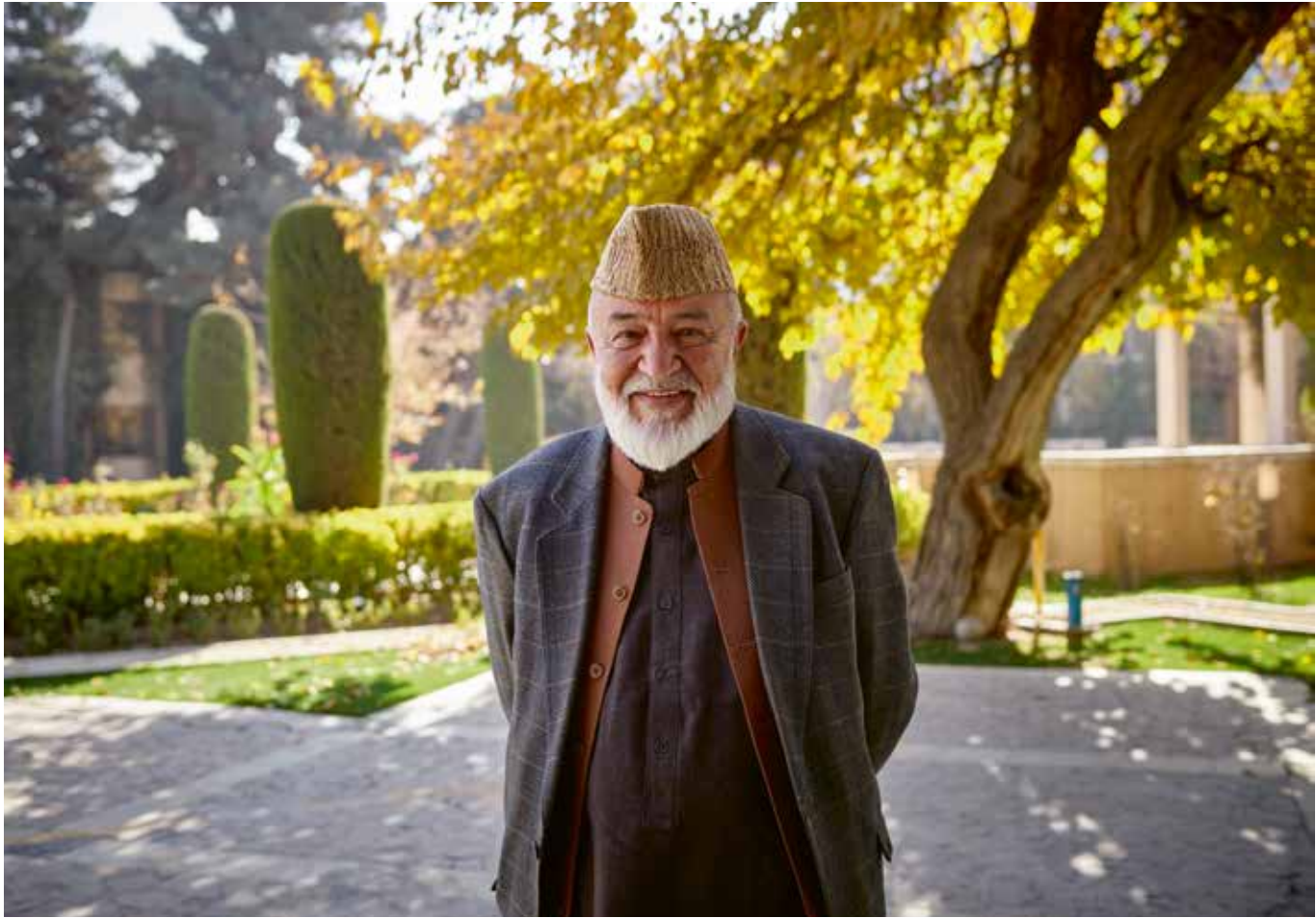
Auch die Frage der Frauenrechte müsse man differenziert betrachten. Die gängige Meinung, die Taliban seien frauenfeindlich, halte er für falsch. Vor dem Emirat habe man in ländlichen Gebieten kaum je eine Frau auf der Strasse getroffen. Er habe mit vielen Frauen gesprochen, die während der USA-Zeit ihr Haus nur im Notfall verlassen hätten. «Viele Frauen sind damals,

wie sagt man, Sexobjekte gewesen, Freiwild. Ihre Stellung war niedrig.» Es habe Übergriffe gegeben, Belästigungen. An den Universitäten sei es vorgekommen, dass die Söhne einflussreicher afghanischer Kommandeure hübsche Mädchen angemacht und Druck ausgeübt hätten auf deren Familien. «Viele Eltern, die ihre Töchter haben studieren lassen, haben sie von sich aus wieder von der Schule genommen.» Das seien Tatsachen, die man bei uns nicht zur Kenntnis nehme.

Nach seiner Beurteilung habe die Frau in Afghanistan heute eine bessere Position als jemals in den vergangenen zwanzig Jahren. Afghanische Tradition sei es, Frauen im Alltag nicht zu berühren. Man halte respektvoll Distanz. Heute seien in ländlichen Gegenden, wo er früher kaum Frauen auf den Strassen, auf den Märkten gesehen habe, so viele Frauen unterwegs, dass es fast unmöglich sei, sie nicht zu berühren. Gerade dort beobachte er ein wachsendes Selbstbewusstsein. Das habe viel mit der Verbesserung der allgemeinen Sicherheitslage zu tun. Frauen zeigten keine Angst vor Männern, wirkten nicht eingeschüchtert. «Ich sehe bei mir auf dem Land, wie Frauen an Marktständen mit Männern regelrecht streiten, die Preise herunterhandeln. Sie reden laut und stolz. Das ist keine Atmosphäre der Einschüchterung, der Diskriminierung.»

Die Regierung, diesen Eindruck habe er, sei nicht gegen die Ausbildung der Frauen, aber man wolle zuerst die richtigen Rahmenbedingungen schaffen. Zudem gebe es Privatschulen für Mädchen. Das sei zwar nicht optimal, aber auch nicht nichts. Die Regierung müsse darauf achten, nicht als Erfüllungsgehilfe westlicher Forderungen zu gelten. Die Frage der Bildung und der Frauenrechte nach europäisch-amerikanischem Vorbild sei ein Postulat jener Länder, die sich immer wieder gewaltsam in die afghanischen Angelegenheiten eingemischt hätten: «Es muss gelingen, die Türe für Reformen einen Spalt breit aufzustossen, aber eben so, dass die Würde, die Integrität der Afghanen nicht verletzt werden.» Es gebe auch ein Menschenrecht auf die organische Eigenentwicklung eines Landes in Übereinstimmung mit der eigenen Kultur. «Afghanistan braucht Zeit.»

Wie würde er einem NGO-Vertreter antworten, der die Taliban als repressive Glaubensdiktatur beschreibe? «Was erwartet man im Westen?», fragt Sedick Hamed zurück, «Afghanistan hat fünfzig Jahre Krieg hinter sich, Millionen von Toten, Ausbeutung, Korruption, Armut, Zerstörung. Diese Zeit, ein halbes Jahrhundert, hat die Seelen verwüstet.» Es brauche Regeln, es brauche eine Ordnung, die den Leuten die Möglichkeit gebe, einigermaßen zur Ruhe zu kommen und zu einer gewissen Einheit zu finden in einer äusserst heterogenen Gesellschaft. Er halte die Regierung des Emirats für pragmatischer, als man im Westen glaube. «Es



«Man darf nicht sehen, wer der Lord und wer der Bauer ist»: Schweiz-Afghane Mohammed Sedick Hamed.

werden weder Frauen gesteinigt noch Hände abgehackt.» Durch die Scharia seien die Rechte der Frauen vor allem in einigen der konservativsten Gebiete gestärkt worden.

Man habe in Afghanistan heute einen islamischen Rechtsstaat. «Wir sind nicht im Paradies, aber wir haben dankbar zu sein, wo wir angesichts der Umstände stehen und dass der letzte Machtwechsel am Ende so unblutig verlief. Ich habe die Gerichte erlebt, man kann sich wehren. Es herrschen Recht und Gesetz.»

Auf der anderen Seite sehe er, dass es mächtige Interessen gebe, die Entwicklung in Afghanistan schwarzzumalen. Natürlich habe es Verlierer gegeben, auch Frauen. Viele von ihnen seien heute als Flüchtlinge im Westen. Von ihnen werde man kein freundliches Wort über die aktuellen Entwicklungen hören. Ähnlich beurteilt er manche, nicht alle NGOs und Flüchtlingshilfswerke. Auch sie lebten leider von den Missständen, auch den angeblichen, die es in Afghanistan zu beseitigen gelte. «Vielen NGOs bringt es Geld, wenn sie Horrorgeschichten über Afghanistan verbreiten.»

#### «Afghanistan ist sicher»

Sollen, können die Flüchtlinge aus Europa zurückkehren? Was würde er dem Vater mit den drei Töchtern raten? «Afghanistan ist sicher, und das Land ist nicht am Verhungern. Das sage ich

als Grossbauer, als Landwirt. Wir sind sogar in der Lage, die gewaltigen Migrationsströme aus Pakistan und dem Iran aufzufangen. Die Währung ist stabil. Die Preiskontrollen, vor allem beim Brot, scheinen zu funktionieren.»

Natürlich sei das Leben in der Schweiz viel angenehmer als hier, aber die Regierungen im Westen setzten falsche Anreize, indem man den Migranten Geld gebe, Wohnungen zuweise, kostenlose Gesundheitsversorgung. Das habe Sogwirkung. Soll der Vater mit den Töchtern zurückkehren? «Das muss jeder für sich beurteilen», sagt Herr Hamed. Er plädiere für Verantwortung, wer könne und wolle, wer wirklich bereit dafür sei, solle seinem Land helfen. Er glaube der Regierung, dass sie ihren Feinden verziehen habe und deren ehemaligen Mitarbeitern. Nach fünfzig Jahren Krieg könne sich Afghanistan Feindschaften, Racheefeldzüge, Vergeltungen gar nicht leisten. Man habe konkrete sachliche Aufgaben, die alle Energien beanspruchen.

«Afghanistan unter dieser Regierung, davon bin ich wirklich überzeugt, ist erstmals seit dem Sturz des Königs 1973 wieder auf einem guten Weg. Die Chancen auf eine Wiedergeburt sind intakt. Das goldene Zeitalter ging in Kriegen und Zerstörung unter, doch auch die Schweiz und Deutschland seien heute nicht mehr so schön wie vor fünfzig Jahren. «Wir Afghanen haben

die Nase voll vom Krieg.» Die Taliban seien Patrioten. Nie mehr seit dem Untergang der Monarchie seien so viele Afghanen hinter der Regierung gestanden wie heute.

Es ist fast Mittag. Wir wollen uns an einem der kommenden Tage noch einmal treffen. Vielleicht kann uns Herr Hamed in den Osten begleiten. Ich bin etwas verwirrt. Ist es möglich, dass wir im Westen, in der Schweiz so falsch liegen? Vielleicht. Afghanistan, so viel habe ich bis jetzt begriffen, ist ein kompliziertes, vielschichtiges Land. Hüten wir uns davor, zu glauben, wir würden, wir könnten es verstehen. Es gibt viele Wahrheiten. Und immer stimmt wohl auch das Gegenteil. Den Afghanen traue ich zu, dass sie besser wissen als wir, was gut ist für Afghanistan.

Wir brechen auf. Ich bin gespannt. Zuerst geht es in den Westen der Stadt. Wir besuchen eine neue Moschee. Ein verspätetes Mittagessen ist im legendären «Kabul Intercontinental Hotel» geplant, über das ich schon so viel gelesen habe. Was von der einstigen Herrlichkeit wohl übriggeblieben ist? Am Nachmittag fahren wir an einen Stausee mit Freizeitpark und Gartenwirtschaft. Dort bin ich mit einem jungen islamischen Rechtsgelehrten mit Dokortitel verabredet, Scharia-Experte. Auf seinem Handy hat er mir bereits Bilder seiner zweijährigen Tochter gezeigt, die er über alles liebt.

# «Die Taliban kämpfen für die Frauen»

Die Welt ächtet Afghanistan. Zu Recht? Auf einer Reise in die Berge, in den Osten, nach Gesprächen mit Guerillakriegern, Stammesältesten, NGOs und einer alleinerziehenden Mutter mit ihren beiden Töchtern werfen wir einige Vorurteile über Bord.

*Roger Köppel und Caspar Martig (Bilder)*



*Denkmal des Durchhaltewillens, Symbol der Widerstandskraft: sowjetischer Panzer als Trophäe und Fotosujet für Ausflügler an einer Autobahnraststätte.*



*Afghanistan ist ein Land,  
das noch nie erobert wurde, ausser  
von seinen eigenen Bewohnern.*  
Lord Byron

*Dschalalabad, Kunar, Kabul*

**T**rump ist verrückt!»

Das sagte schon der Gesundheitsminister, als wir ihn vor drei Tagen zum Tee trafen.

Eben kam in den Nachrichten, ein Afghane habe in den USA ein Attentat auf amerikanische Nationalgardisten verübt. US-Präsident Trump nennt Afghanistan «ein Höllenloch».

Mich hätte es vermutlich stärker geärgert, aber die Afghanen im Auto, Mitarbeiter unseres Verbindungsmanns, eines privaten Unternehmers, bleiben cool.

Einer sagt: «Das kommt davon, wenn man mit Verrätern zusammenspannt. Zuerst verraten sie Afghanistan, jetzt verraten sie die Amerikaner, ihre Arbeitgeber.»

Der Attentäter sei kein typischer Afghane, vermutet der Chauffeur, im Gegenteil, sein Verhalten, wenn es denn stimmt, sei «unafghanisch».

Und das «Höllloch»?

«Ach», sagt ein anderer, so würde Trump halt reden. Das dürfe man nicht wörtlich nehmen. Ausserdem hätten sich die Amerikaner ja mächtig ins Zeug gelegt, um Afghanistan in ein «Höllloch» zu verwandeln. Zum Glück seien sie gescheitert, auch hier.

Allgemeine Heiterkeit.

Ich erinnere mich an unser Gespräch mit einem der Minister. Ich hatte ihn gefragt, was er vom amerikanischen Präsidenten halte. In Europa sehen ihn manche als Friedensstifter. Wie ist die Meinung in Afghanistan?

Der Politiker wirkte eher unbegeistert. Trump? Seiner Meinung nach sei er nicht ganz normal, aber das sei von aussen schwer zu beurteilen.

«Trump unterstützt Pakistan, und Pakistan will Unruhe schaffen in Afghanistan, um sich politisch einzumischen. Das ist gegen unser Interesse.»

Ich solle aber schreiben, seine Regierung sei nicht gegen die USA. Der Emir habe dem einstigen Feind vergeben. Man sei bereit, auch mit den Amerikanern zusammenzuarbeiten.

Es gibt Gerüchte, Trump wolle sich wieder den alten US-Stützpunkt Bagram krallen. Deshalb habe er die Kopfgelder gestrichen, die auf einflussreiche Taliban-Leader ausgeschrieben waren, etwa Innenminister Siradschuddin Haqqani, den Chef des mächtigen Haqqani-Netzwerks.

Trump braucht Bagram, um seine «Perlenkette» gegen China mit weiteren Basen in Südkorea, Japan und den Philippinen anzuziehen. Das berühmte Flugfeld liegt nördlich von Kabul. Dort haben schon Alexander der Grosse und die Russen ihre Heerlager auf-

gestellt. Offiziell sind die Taliban dagegen. Aber es kursiert die Idee, man könne Trump die Militärbasis vermieten – für eine Milliarde Dollar. Pro Monat.

### Zwischen «The Shining» und Zuversicht

Wir fahren in den Westen der Hauptstadt. Dort will ich mir anschauen, was vom legendären «Interconti» übrigblieb. Vor über fünfzig Jahren wurde das Luxushotel mit viel Pomp und Prominenz eröffnet. Es soll sich auf einer der schönsten Anhöhen Kabuls befinden, mit einem Panoramablick über die ganze Stadt.

Etwas vergilbt, unter einer dicken Staubschicht, entdecken wir auf dem verbeulten Eingangsschild das grosse «K», das Markenzeichen des «Kabul Intercontinental Hotel». Am Anfang hatte es einen Schweizer Direktor, internationale Küche. Es gab sogar Modeschauen mit französischen Mannequins. Das «Interconti» sollte ein gastronomisches Hauptquartier der Verwestlichung werden, geriet dann aber unter den Dampfhammer der Geopolitik und der afghanischen Geschichte.

Das Gebäude steht noch, im typisch brutalistischen Betonstil der späten sechziger Jahre, Hotelarchitektur, wie man sie auch an den Küsten des Mittelmeers findet, massive For-

### *«Diese Mauern haben das ganze Elend der letzten fünfzig Jahre gesehen und erlitten.»*

men, geometrische Härte. Den berühmten Swimmingpool gibt es noch, er sei im Sommer auch in Betrieb. Einen der beiden Tennisplätze könne man benutzen, sagt Herr Azim, der Hoteldirektor, der Optimismus und Unternehmergeist verbreitet.

Diese Mauern haben das ganze Unheil der letzten fünfzig Jahre gesehen und erlitten, Staatsstreich, Machtwechsel, Einmarsch und Niedergang der Sowjets, Bürgerkrieg, Mord, Vergewaltigung, Aufstieg der Taliban, Bomben der Amerikaner, Flucht, Zusammenbruch, Rückkehr der Bärtigen, zarte Friedensknospen, Wiederauferstehung aus Ruinen.

Lange trotzte das Hotel der kriegerischen Hölle, doch irgendwann schlug das Inferno durch. Die obersten Stockwerke brannten nach Raketeneinschlägen aus. Zwischenzeitlich musste geschlossen werden. Herr Azim sagt, seit vier Jahren – er arbeite schon seit zwanzig Jahren hier – könne er sich wieder auf sein Kerngeschäft konzentrieren. Der gleichnamigen Gruppe gehöre das «Interconti» längst nicht mehr, dafür der Regierung, aber immerhin: Man investiere und renoviere.

Manche der Etagen, für die das Geld noch nicht reichte, erinnern etwas an den amerikanischen Horrorfilm «The Shining», aber die Zimmer sind sauber, die Installationen in Ordnung.

Es gibt sogar Minibars und luxuriöse Betten im orientalischen Goldverzierungsstil. Auch einige Gäste begegnen uns im Lift.

Im prächtigen Speisesaal, wo einst die Hautevolee des Landes tafelte und nach dem Dessert auf der Terrasse, die einst weggeschossen und nicht mehr aufgestellt wurde, den Rundblick über das nächtliche Kabul genoss bei einem alkoholischen Drink, ist es etwas muffig und düster. Aber dafür, dass sich dieser festungsähnliche Bau von fünfzig Jahren Krieg erholt, ist er erstaunlich gut in Schuss. Der frühere Ableger westlichen Luxus ist heute eine Art Denkmal des Durchhaltewillens, Symbol der Widerstandskraft und der Überlebensfähigkeit dieses so oft massakrierten Landes.

### «Scharia bedeutet Rechtsstaat»

Die Afghanen zeigen uns einen Stausee ausserhalb der Stadt. Wasser ist in Afghanistan ein Problem. Der Klimawandel macht dem Land zu schaffen. Auch beim Wassermanagement hapert es. Entlang menschenleerer Armeecamps, wo die Amerikaner einst die afghanischen Streitkräfte stationierten, fahren wir über staubige Strassen ohne Asphalt eine Biegung hinunter.

Vor uns liegt ein verlassen wirkendes Freizeit-Resort. Sind die Ferienhäuschen noch bewohnt? Neben der Fahrbahn gibt es Geschäfte. Sie sind geöffnet. Wir fahren an einem Karussell vorbei, bunt, verrostet, schätzungsweise sechzig Jahre alt, aber es läuft. Gleich daneben schwankt eine grosse Schiffschaukel. Es ist Mittagszeit, kein Besucher ist hier, aber Personal wacht über die geisterhaften Anlagen.

Am Strand erwarten uns schon Reiter mit Pferden, junge Buben mit Gewehren. Die Knirpse umringen uns, sobald wir den Wagen verlassen. Auf Kinderschultern balancieren Flinten mit Zielfernrohren. Für ein paar Afghani könnten wir in der Gegend herumballern. Flink laden und entladen die Kleinen die Waffen. Ihre grossen Brüder bieten uns die Pferde zum Reiten an.

Wir kommen zu einer Gartenwirtschaft, sehr gepflegt, mit Bewässerungsanlagen, Lauben und schönen Tischen. In der Luft liegt ein milchiger Nebel aus Staub, Dunst und Trockenheit. Ich bin mit einem Scharia-Gelehrten verabredet, einem afghanischen Dr. iur., Zar Khan Ahmadzai. Er arbeitet für den Roten Halbmond, das islamische Pendant zum Roten Kreuz. Er will mir das islamische Rechtssystem in Afghanistan erklären. Wir hätten darüber im Westen falsche Vorstellungen.

Der junge Mann ist ein sanftzüngiger, nachdenklicher Intellektueller mit einem Hang zur Ironie. Er hat in Kabul studiert und seinen Dokortitel gemacht.

Die Scharia, erklärt er mir, sei die Gesamtheit aller göttlichen Gesetze und Vorschriften, die ein Muslim in seinem Leben befolgen müsse. In einem Land wie Afghanistan sei sie heute die Grundlage des Rechtsstaates.



«Ich will, dass meine Tochter später einmal studieren kann»: Zar Khan Ahmadzai, Doktor des Scharia-Rechts.

Rechtsstaat? Ich stelle mir die höhnischen Kommentare meiner Schweizer Freunde vor.

Afghanistan, fährt er fort, habe zum Teil sehr rückständige Gebiete. Dort würden Streitereien und Straftaten bis hin zu Mord vor den Stammesältesten verhandelt. Er erzählt die Geschichte eines Mörders, der sich vor dem Clan des Ermordeten dadurch freikaufte, dass er den Geschädigten zwei Mädchen aus seinem Clan verschenkte. Solche barbarischen Praktiken hätten die Taliban verboten, sagt Zar Khan. Heute komme ein mutmasslicher Mörder vor Gericht. Werde er verurteilt, müsse er ins Gefängnis.

Kein Mädchen dürfe mehr gegen seinen Willen verheiratet werden in Afghanistan. Auch hier hätten die Taliban eingegriffen. Sie seien nicht gegen die Frauen, sondern schützten ihre Rechte, sagt der Doktor der Scharia.

Früher seien Frauen in den Bergen von Brüdern und Verwandten oft um ihr Erbe gebracht worden. Das sei unter den Taliban illegal: «Scharia bedeutet Herrschaft des Rechts, nicht Herrschaft von Männern oder Traditionen.»

Ich frage ihn nach den Ausbildungsbeschränkungen, den Restriktionen, ja Verboten für Frauen, die studieren wollen. Mit ihrem Feldzug gegen die Frauen würden die Taliban, die Vieles gut machen, die Zukunft ihres Landes ruinieren. Zar Khan zückt sein Handy und zeigt mir ein Bild seiner zweijährigen Tochter. Ein äusserst herziges Kind.

«Sie ist das Wichtigste in meinem Leben. Ich liebe sie über alles. Ich will, dass sie später einmal studieren kann. Auch soll sie von einer Frau ärztlich behandelt werden und nicht von einem Mann.»

Durch seine Brillengläser schaut er mich verwundert an. Ob wir Schweizer denn glauben, dass die Afghanen nicht ganz richtig im Kopf seien. «Glaubt ihr im Ernst, wir sind gegen die Frauen?» Er könne mich beruhigen. Die von mir angedeuteten Widersprüche seien den Afghanen und auch den Taliban bekannt.

Nirgends im Koran werde den Frauen verboten, eine höhere Ausbildung zu absolvieren. Die Regierung müsse aber für den Moment Rück-

*«Glaubt ihr im Ernst, wir seien gegen die Frauen?»  
Er könne mich beruhigen.*

sicht auf die politische Lage nehmen. Es seien vorübergehende Massnahmen, glaubt Zar Khan.

Ohne die Kämpfer aus den konservativsten Gebieten hätte man die Amerikaner nicht vertreiben können. Mit überstürzten Reformen würde der noch brüchige Zusammenhalt im Land gefährdet: «Afghanistan braucht Zeit.»

Der Koran lehre Demut und Bescheidenheit. Er sei nicht gegen andere gerichtet und schon

gar nicht gegen die Frauen. Dank der Scharia habe Afghanistan die Möglichkeit, wieder seinen Rechtsstaat aufzubauen. Das sei, nach den Blutbädern des Bürgerkriegs und der immensen Korruption, ein bemerkenswerter Fortschritt.

### Überall ist es sauber

Als ich am Abend mit einer Schweizer Kollegin diese Eindrücke am Telefon bespreche, ist sie ausser sich. Sie hält die Restriktionen für ein Verbrechen und jeden Versuch, dahinter eine Logik zu suchen, für Komplizenschaft.

Mir aber kommt umgekehrt der Gedanke immer absurder vor, Afghanistan an unseren beschränkten Schweizer Massstäben zu messen. Woher wollen wir wissen, was für Afghanistan das Richtige ist? Die Grossmächte haben es mit Zwangsbeglückung versucht, mit Umerziehung, mit der Brechstange, mit Bomben und Militär probiert, die westlichen Segnungen samt Frauenemanzipation in dieses Land hineinzurammen. Funktioniert hat es nicht.

Vielleicht wäre es schlauer, die Afghanen selber entscheiden zu lassen, wie sie leben wollen, ihnen zuzutrauen, dass sie besser wissen als wir, was für sie das Richtige ist.

Von «orientalischem Schlendrian» ist hier nichts zu sehen. Als wir in den Osten und Norden aufbrechen, donnern auf erstaunlich intakten Strassen ganze Züge von Lastwagen ihrem



«Irgendwo da draussen ist der berühmte Chaiber-Pass: intakte Strassen auf dem Weg nach Kunar.



«Land der Nuancen»: Händlerinnen an einer Messe in Kabul.



Afghanistan verhungert nicht: Dorf im pakistanisch-afghanischen Grenzgebiet.



«Milchiger Nebel aus Staub, Dunst und Trockenheit»: Reiter am Qargha-See.

Ziel entgegen. Einmal kommen wir erst nach neun Uhr abends wieder in die Hauptstadt. An der Einfahrtsstrasse fällt mir eine riesige stehende Lastwagenkolonne auf. Ich frage unseren Fahrer, ob sie hier übernachteten. Er verneint. Sie würden warten. Bis 22 Uhr sei in Kabul Lastwagenfahrverbot. Nach 22 Uhr gehe es wieder los. Hier wird gearbeitet, ja regelrecht geschuftet, buchstäblich 24 Stunden pro Tag.

Überall entlang der Strassen gibt es Stände, auch draussen auf dem Land, abseits von Dörfern und Weilern, Zeltläden, vollgestopft mit Lebensmitteln und Gütern aller Art. Auf unseren stundenlangen Fahrten kehren wir in vielen Gasthöfen ein. Überall ist es sauber, und das Essen ist üppig und vorzüglich, Lammfleisch,

### *Die Afghanen, die wir treffen, sehen Massoud kritisch. Er sei eine Marionette des Westens gewesen.*

Fisch, Gemüse, süsslicher Parfümreis mit Rosinen, butterzartes gewärmtes Brot, Poulet in allen Varianten. Rückblickend muss ich über die Warnungen meiner Schweizer Bekannten schmunzeln, die mir geraten hatten, am besten gleich meine eigene Verpflegung mitzubringen, so viele Keime und Bakterien würden sich sonst in meine Innereien fressen.

Keinen Tag hatte ich auch nur das mindeste Unwohlsein. Gut, auf Salate habe ich verzichtet, aber sonst alles gegessen. Unser Fotograf, der schon grosse Reportagen in der Dritten Welt machte, drückt immer wieder seine Begeisterung darüber aus, dass Afghanistan viel besser beieinander sei als manche Gegend in Afrika. Die Leute haben nicht viel, aber sie sind gepflegt gekleidet, und selbst dort, wo man nichts hat, bietet man den Fremden etwas an.

### **Beim «Löwen von Pandschir»**

Unterwegs ins Pandschir-Tal. Hier herrschte einst der legendäre Warlord Ahmad Schah Massoud, der «Löwe von Pandschir», unverschämt gutaussehend, ein charismatischer Held des Westens. An ihn erinnert heute ein grosses Denkmal in dieser schluchtartigen Provinz mit Fluss und steilen Klippen, die ihren Einwohnern ein ideales Réduit, eine stachlige Widerstandsfestung aus Naturstein bietet.

Die Afghanen, die wir treffen, sehen Massoud kritisch. Er sei eine Marionette des Westens gewesen, kein afghanischer Patriot. Bereits 2001 fiel er einem Bombenattentat durch einen in einer TV-Kamera versteckten Sprengkörper zum Opfer. Seine Armeen übernahm danach sein Sohn. Erst 2021 floh der junge Massoud über Katar nach Frankreich. Von dort aus, behauptet er, führe er jetzt den Widerstand gegen die Taliban.

Vor dem Massoud-Mausoleum zeichne ich eine meiner Sendungen auf. Der Gouverneur des Tals, den wir eben getroffen haben, ruft die

Schweiz auf, Technologie, Labore und unternehmerisches Know-how für den Abbau von Rohstoffen einzubringen. Hilfe aus Europa sei erwünscht. Es gebe keine Probleme, die Zusammenarbeit sei unkompliziert, man werde für alles eine Lösung finden.

Draussen dunkelt es schon ein. Während ich vor meiner Handykamera referiere, im Hintergrund der allmählich eindämmende Monumentalblick auf das Tal des Widerstands, tastet sich plötzlich ein Bärtiger ins Bild. Zaghaft blinzelt er in die Kamera. Als er merkt, dass ich nichts dagegen habe, winkt er seine Kollegen herbei, anfänglich finster dreinblickende Gestalten, allesamt mit Bart und Tuniken. Manche tragen gegen die Kälte Daunenjacken. Allmählich lächelnd formieren sie sich zur Phalanx, zum spontanen «Daily»-Publikum in diesem Tal der Kriege und Gefechte. Am Ende der Aufzeichnung machen wir Selfies und tauschen Bilder aus.

Als ich meine Sachen einpacke, frage ich den Übersetzer, wer die Männer seien. Ehrfurchtsvoll raunt er mir zu: «Guerillakämpfer aus Helmand, die furchterregendsten und gefährlichsten Krieger Afghanistans.» Sie hätten den jungen Massoud vertrieben und das Tal für die Taliban erobert, in äusserst verlustreichen Schlachten mit vielen Toten.

### **Tee mit Taliban-Guerillas**

Ich schaue auf Wikipedia nach. Die südliche Provinz Helmand war einst Anbaugebiet von Drogenpflanzen, während der amerikanischen Besetzung Hochburg der Taliban. Vor zwanzig Jahren lancierten dort die Amerikaner eine massive Offensive, gemäss dem Internetlexikon die grösste Militäraktion der US-Marines seit dem Vietnamkrieg. Doch auch diesem Höllensturm widerstanden die sehnigen Krieger der Taliban.

Einer der Männer fragt uns, ob wir ihren Kommandeur treffen wollen. Er wohne nicht weit von hier. Selbstverständlich. Der Weg führt auf einer Holperstrasse an den Fuss einer Steigung. Wir halten an und klettern felsige Stufen hoch. Unsere Handys brauchen wir als Taschenlampen.

Plötzlich stehen wir vor einem Haus. Ist es aus Lehm? Aus Beton? Wohnhaus? Überirdischer Bunker? Vor dem Eingang flattert ein Tuch. Ein bärtiger Mann schiebt es beiseite und gewährt uns Einlass, die rechte Hand zur Begrüssung auf seinem Herz. Drinnen ist es bitterkalt. Wir gehen in die erste Etage, öffnen eine Tür. Die Wärme lullt uns gleich ein.

Wir werden erwartet, eine lockere Runde von Männern. Einige sitzen am Boden, andere stehen auf. Ich darf mich neben den jugendlich wirkenden Kommandanten setzen. An den Wänden hängen Tücher, Adidas-Taschen und russische Kalaschnikows.

Der Kommandant spricht englisch. Er habe, erzählt er stolz, schon mal der BBC ein Interview gegeben. Er sei 42 Jahre alt. 18 Jahre davon

habe er im Krieg gekämpft. Viele Männer habe er verloren. Seine Hand zeigt auf ein Kunststoffplakat an der gegenüberliegenden Wand. Darauf gezeichnet sind zwei Sturmgewehre, umgeben von unzähligen arabischen Buchstaben. Dies seien nur die Namen seiner gefallenen Offiziere, insgesamt seien Tausende von Soldaten gestorben.

Ich frage, warum die Amerikaner trotz massiver Überlegenheit verloren haben.

«Die Amerikaner waren starke Krieger», sagt der Kommandant, «aber ihr Fehler war, dass sie widerrechtlich unser Land besetzten. Sie hatten nichts zu suchen in Afghanistan. Wir hatten ihnen nichts getan, trotzdem nahmen sie uns unser Land.»

«Haben Sie jemals am Sieg gezweifelt?»

«Niemals, nie. Wir Afghanen haben keine Angst vor dem Tod. Wenn ich im Kampf sterbe, sterbe ich glücklich. Denn ich weiss, dass meine Kameraden, die noch leben, an meiner Stelle zehn meiner Feinde töten werden. Unser Leben zählt nicht. Wir kämpfen für unsere Frauen, für unsere Familien, für unser Land, für Gott.»

«Für Ihre Frauen?»

«Die Taliban kämpfen für die Frauen! Wir lebten vierzig Jahre unter Bomben. Seit meiner Kindheit herrschte Krieg. Keine unserer Frauen musste jemals kämpfen. Niemand hat es von ihnen verlangt. Wir haben den Krieg von unseren Frauen ferngehalten. Wir haben sie beschützt.»

«Was machen Sie jetzt, da der Krieg vorbei ist?»

«Wir legen die Waffen nieder. Wir Afghanen sind kein kriegerisches Volk, wir sind ein friedliches Volk. Wir wollen mit allen Ländern zusammenarbeiten. Wir haben keine Feinde. Unser Emir hat allen vergeben, die früher unsere Feinde waren. Auch den Afghanen, die dem Feind geholfen haben. Sie können zurückkommen. Keinem wird ein Haar gekrümmt.»

Seine Männer heben ihre gläsernen Tassen, Ingwer-Grüntee, um den Gästen aus der Schweiz Gesundheit und ein langes Leben zu wünschen. Weil es schon spät ist und wir wieder in die Stadt zurückmüssen, lehnen wir das uns angebotene Abendessen ab.

Grübelnd starre ich aus dem Autofenster. Ist wirklich alles, was ich über die Taliban zu wissen glaubte, falsch? Aber es gab doch die Verbindung mit dem Terrornetzwerk al-Qaida von Osama Bin Laden. Die Taliban gelten bei uns im Westen, nach wie vor, als Handlanger des Bösen, islamistische Fanatiker und Frauenunterdrücker. Kaum eine Regierung weltweit anerkennt sie. Sie werden boykottiert. Nicht einmal vor der Uno-Vollversammlung dürfen ihre Vertreter sprechen. Die «Weltgemeinschaft», so heillos verkracht sie auch sein mag, in einem Punkt scheint sie sich einig: in der unverhandelbaren Ächtung der Taliban, die auf mich nun so verstörend anders wirken. Ich nehme mir vor, meine Beobachtungen am Schluss mit NGO-Leuten nochmals kritisch zu bespiegeln.



«Wir haben den Krieg von den Frauen ferngehalten»: Bauernmädchen mit Herde auf dem Weg nach Dschalalabad.

Vorerst aber unterhalte ich mich mit dem aus nobler afghanischer Familie stammenden Sedick Hamed, dem 72-jährigen distinguierten HSGler aus Lostorf/Solothurn mit Teilwohnsitz in Kabul, dem Ländereienbesitzer, der acht Monate pro Jahr in Afghanistan verbringt und deren vier bei seiner Familie in der Schweiz.

### Sündenbock Amerikas

1970 kam er zum Studium in seine neue Heimat. Seit Ende der achtziger Jahre ist er wieder regelmässig in seiner alten. Sein Vater, Dr. Samed Hamed, Jus-Abschluss an der Uni Bern, hatte in den sechziger Jahren für den afghanischen König eine neue Verfassung geschrieben, Afghanistans Übergang von der absoluten zur konstitutionellen Monarchie.

Wir kommen an malerischen, wie breite Flüsse aussehenden Stauseen vorbei. An einer Raststätte entdecken wir auf einem Podest einen alten Sowjetpanzer. Den Taliban-Gegnern diente er als Widerstandswaffe. Heute ist er eine Trophäe und beliebtes Fotosujet für Ausflügler. Wir decken uns mit Wasser und Snacks ein und fahren weiter.

Auf der Strasse in einer weiteren dieser engen Felsschluchten, aus deren Hängen früher Banditenbanden herunterfeuerten, frage ich Herrn Hamed über die Geschichte Afghanistans aus. Was hat die Mentalität dieser Menschen geformt und geschmiedet? Und warum

nur konnte das Land nach vierzig Jahren Frieden so fürchterlich aus dem Gleis geworfen werden?

Auch der afghanische Lord findet keine einfachen Antworten. Noch immer nimmt er es dem König übel, dass er 1973, auf Erholungsreise in Rom, die Krone seinem putschenden Cousin Daoud einfach übergeben habe. «Er hätte kämpfen sollen!» Vielleicht, mutmasst der sich gewählt ausdrückende Hamed, habe es sich die alte Elite am Ende mit ihrer Arroganz verscherzt. Das ist seine grösste Hoffnung, aber auch seine grösste Sorge im heutigen Afghanistan. Er schätze an der neuen Regierung ihre Bodenständigkeit. Das aber müsse so bleiben. Mit Sorge erzählt er von Beispielen, es seien zum Glück nur wenige, wie Emporkömmlinge der neuen Führungsschicht sich in der Innenstadt die alten Villen der früheren Machthaber rafften. Würden die Taliban dekadent und korrupt wie ihre Vorgänger, werde diese Regierung scheitern. Was er nicht wünsche und im Moment auch nicht glaube.

Über die «Untertanenmentalität» mancher Landsleute ärgert er sich. Er erzählt die Geschichte, wie er wegen seines Landbesitzes, den die Sowjets enteignet hatten, bei den Behörden gerichtlich die alten Urkunden sicherstellen wollte. Einige seiner afghanischen Bekannten hätten ihm geraten, doch einfach Bestechungs-

gelder zu bezahlen. Das sei einfacher und erfolgreicher als der Gang vor einen Richter. Er habe abgelehnt, sei vor Gericht gelangt und habe schliesslich recht bekommen. Ganz legal sei ihm der alte Familienbesitz, Stück für Stück, zurück-erstattet worden.

«Das ist das neue Afghanistan», sinniert er, als wir endlosen Maulbeerbaum- und Eukalyptuswäldern entlangfahren. Die Landschaft wird im Osten üppiger, es gibt mehr Vegetation.

*Kann es sein, dass wirklich fast alles, was ich bisher über die Taliban zu wissen glaubte, falsch war?*

Der Himmel klart auf. Das liegt an den grossen Flüssen, die hier trotz monatelanger Trockenzeit Wasser führen. Die Taliban, erklärt Herr Hamed, würden sich grosse Mühe geben, sie seien den Bürgern gegenüber zuvorkommend. Man sei bestrebt, mit allen Ethnien und Stämmen zu sprechen, nicht nur mit den dominierenden Paschtunen. Das seien alles hoffnungsfrohe Zeichen. «Wenn es so weitergeht, erleben wir jetzt die Wiedergeburt Afghanistans, eine echte Renaissance nach fünfzig Jahren Krieg.»

Wir sprechen über Terrorismus. Hätten die Taliban damals nicht das Netz von al-Qaida und Osama Bin Laden unterstützt? Auch sei der



«Härteste, unerschrockene Krieger»: Taliban-Kämpfer aus Helmand im Pandschir-Tal.



saudische Islamisten-Leader in der afghanischen Gebirgsfeste Tora Bora gesichtet worden. Hatten die Amerikaner nicht guten Grund, nach den Anschlägen vom 11. September 2001, Afghanistan anzugreifen?

Herr Hamed schüttelt nur verständnislos den Kopf. Er ist überzeugt, dies seien «Fake News». Osama Bin Laden werde im Westen massiv überschätzt. Auch bei der Terror-Connection der Taliban handle es sich um eine für den Westen nützliche Erfindung.

«Wo haben die Amerikaner denn am Schluss Bin Laden gefunden und erschossen?», fragt er mich, «etwa in Afghanistan?»

«In Pakistan.»

«Richtig. Und wer ist der Verbündete von Pakistan?»

«Die Vereinigten Staaten von Amerika.»

«Sehen Sie!»

Die ganze Afghanistan-Geschichte sei damals von den Amerikanern konstruiert worden, von Präsident Bush, der nach den Anschlägen einen schwachen Sündenbock suchte, um von sei-

*Natürlich ist Afghanistan kein Ferienland wie Italien, aber eben auch kein «Höllenschlo».*

ner Ohnmacht abzulenken und dem Zorn der Amerikaner, dass sie die mächtigste Regierung der Welt nicht schützen konnten, ein Ventil zu geben. «Ohne den verbrecherischen Bombenkrieg der USA wären die Taliban schon damals an der Macht und dem Land wäre viel Unheil erspart geblieben.»

#### Kein Hunger im «Höllenschlo»

Afghanistan ist nicht am Verhungern. Selbst ausserhalb von Kabul, in den Dörfern, wo wir gelegentlich anhalten, gibt es Imbissbuden und Geschäfte, Supermärkte, kleinere und grössere. Problemlos laufe ich am Abend durch Gassen und Strassen. Überall werde ich freundlich begrüsst. Natürlich ist Afghanistan kein Ferienland wie Italien oder die Türkei, aber eben auch kein «Höllenschlo», wie behauptet.

Wir schauen uns in der östlichen Provinz Kunar die Eröffnung eines Krankenhauses an. Es spricht vor einer ausschliesslich männlichen Versammlung unter freiem Himmel in freier Rede ohne Manuskript der Gesundheitsminister Jalal Jalali, den wir schon in Kabul trafen, der Mann, der für den Frieden in Europa betet, vom Aussehen her eine Mischung aus Ajatollah Chomeini und dem Schauspieler Christopher Lee.

Von Herrn Hamed lasse ich mir die Rede simultan übersetzen. Es sind massvolle Worte, die wir hören, kein religiöses Geschwurbel, Zahlen, Fakten, ein Rechenschaftsbericht. Als Erstes bedankt sich Jalali bei den Anwesenden, dass sie trotz den pakistanischen Angriffen in dieser Region gekommen seien. >>>

Noch sind die Spitalgebäude nicht fertig. Sie machen aber einen guten, soliden Eindruck, mehrere Kliniken auf mindestens vier Etagen. Der Gesundheitsminister sagt, er sei sieben Jahre in amerikanischer Haft gewesen, habe dann im Osten gegen den Islamischen Staat gekämpft, doch inzwischen habe er seine Waffen niedergelegt. Es gebe für ihn nur noch den Kampf für die Gesundheit. «Ein Krankenhaus zu bauen, ist wichtiger, als eine Moschee zu bauen!» Andächtig lauschen die Zuhörer. Es ist eine ernsthafte Stimmung. Man hat nicht das Gefühl, hier seien Claqueure und Fans versammelt, sondern ein Publikum, das durchaus auch skeptisch den Worten des Politikers folgt.

Sein Ministerium habe kein Geld, nur Ausgaben, keine Einnahmen, sagt der Minister. Das Land sei arm, aber es gebe Frieden, erstmals seit mindestens vierzig Jahren. «Wir sind keine Bettler, die mit ausgestreckten Armen um Almosen flehen.» Die Afghanen müssten lernen, selbstständig zu denken. «Nennt mich nicht Minister, ich bin nur Diener!» Seine Rede schliesst er mit einem Appell an alle im Ausland lebenden Afghanen. Mögen sie ihre alte Heimat nicht vergessen.

Inzwischen bekommen wir häufiger Burkas zu Gesicht. Die meisten Frauen, nicht alle, tragen diesen blauen Ganzkörperschleier. Bei uns gilt dieses Kleidungsstück als Symbol der Unterdrückung. Ich habe meine Zweifel, dass es die Menschen hier im Osten Afghanistans, übrigens auch die Frauen, ähnlich sehen. Ich frage mich, ob es überhaupt möglich wäre, eine Gesellschaftsordnung gegen den Willen der Frauen, gegen den Willen der Hälfte der Bevölkerung, zu errichten und auf Dauer aufrechtzuerhalten.

### Mit Arendt und Aristophanes in Kabul

«Happy wife, happy life»: Gilt das nicht überall? Nicht auch in Afghanistan? Ich versuche mir vorzustellen, wie lange diese knallharten Taliban-Krieger, denen nicht einmal die amerikanischen Cluster-Bomben etwas anhaben konnten, wohl durchhalten würden, wenn ihnen ihre Ehefrauen Tag für Tag, Abend für Abend vor dem Einschlafen die Hölle heissmachten, wegen all dieser Einschränkungen und Regeln, die im Westen so viel Empörung erzeugen.

Gewiss: Mit Gewalt und Unterdrückung kann man eine Zeitlang herrschen. Aber, lesen wir schon bei Hannah Arendt, keine Ordnung hält ohne ein Mindestmass an freiwilliger Akzeptanz. Haben in der Antike die attischen und spartanischen Frauen ihre kriegerischen Ehemänner nicht durch Sexverweigerung gezwungen, Frieden zu schliessen? So zumindest überliefert es der Dichter Aristophanes.

Vielleicht sollten wir uns hüten, die afghanischen Frauen zu unterschätzen, sie automatisch zu ohnmächtigen Sklavinnen einer «steinzeitlichen Männergesellschaft» herabzuwürdigen. Möglicherweise ist gerade unter den Frauen die Zustimmung zu den umstrittenen Gepflogen-

heiten grösser, als sich westliche Feministinnen ausmalen können. Vielleicht aber sind auch die afghanischen Frauen mehrheitlich gegen die Restriktionen, im Moment aber bereit, sie als Preis des Friedens zu ertragen.

Ich weiss es nicht und masse mir auch kein Urteil an. Aber sicher ist, das wir keine oder nur eine sehr beschränkte Ahnung davon haben, wie es in diesem Land zwischen Männern und Frauen wirklich aussieht, wie die Machtverhältnisse sind, die wir so genau zu durchschauen glauben. Wie lautet schon wieder das Zitat von Henry Kissinger? «Um sich einer Sache absolut sicher zu sein, muss man entweder alles darüber wissen oder nichts.»

Übrigens: Die fünf Frauen, die in Burkas auf offener Strasse neben unserer Autokolonne unterwegs sind, um von einem Dorf ins andere zu gehen, haben keinen männlichen Begleiter. «So eine Szene wäre vor zehn Jahren unmöglich gewesen», erklärt Herr Hamed, «die Frauen hätten sich angesichts der Unsicherheit gar nicht hinausgetraut.»

### Giftiges Erbe der Briten

Draussen ziehen wunderschöne Täler an uns vorbei, kiesige Flusslandschaften, hinter denen die Berge des Hindukusch aufragen. Es geht hier bis auf über 7000 Meter in die Höhe. Im Nordosten, in Nuristan, erzählt man mir, leben «die Griechen», blonde und blauäugige Afghanen, bei denen es sich um die Nachkommen der Soldaten und Offiziere Alexanders des Grossen handeln soll. Unsere Begleiter schwärmen nur so von dieser Gegend. Sie sehe aus wie die Schweiz, die sie aus Katalogen und aus dem Fernsehen kennen. In einem Buch, das ich zu Hause über Nuristan gelesen habe, geschrieben in den fünfziger und sechziger Jahren von Wilfred Thesiger, einem bedeutenden britischen Reiseschriftsteller, gibt es dort Dörfer, die mit Stelzen und Verstreungen in die Felswände hineingebaut sind, bewohnbare Waben einer klettenartigen Mikrozivilisation, die dort seit Tausenden von Jahren in den Steilhängen überlebt. Ob es diese Pfahlbauten immer noch gibt?

Auch in diesen Grenzregionen Zentralasiens haben die Europäer blutige Spuren hinterlassen. Um die widerspenstigen Paschtunen zu entzweien, zogen die britischen Kolonialherren Indiens im Jahr 1893 mit dem Lineal eine Demarkationsgrenze, die Durand-Linie, mitten durch diese uralten Stammesgebiete. So säte die Krone den Unfrieden, und bis heute sind die Territorien umstritten, Brutstätte angeblich auch von terroristischen Gruppen und religiösen Fanatikern, bei denen der Islam als Protest- und Widerstandsideologie gegen die westlichen Eindringlinge ungeahnte Arsenale des Kampfeswillens und der Raserei entfesselt. Sie suchen die einstigen europäischen Kolonialisten heim, wie Dämonen, die sie selber durch brutales Hineinpfuschen immer wieder neu heraufbeschwören.

Irgendwo da draussen ist auch der berühmte Chaiber-Pass, über den Rudyard Kipling schrieb, als er in der pakistanischen Grenzstadt Peschawar, einem alten Paschtunengelände, im noch immer vorhandenen «Deans» logierte, Perle der Kolonial-Hotellerie jener Zeit.

### Zeltlager für Millionen Vertriebene

Die Landschaft hier ist wie ihre Bewohner, erhaben, still, majestätisch, kantig, uneinnehmbar, unzerstörbar in die Ewigkeit hineingestellt. Wer an diesen schroffen Massiven aufwächst, denkt nicht in den fiebrigen Rhythmen des Westens. Ich habe noch keinen Afghanen getroffen, der mich mit seinen Ansichten bekehren wollte oder anderweitig behelligte, etwa die Nase über unsere Sitten rümpfte, sich bemüsstigt gefühlt hätte, etwas an der westlichen Lebensart auszusetzen, es besser zu wissen als wir. Der philosophische «Universalismus», die Neigung, allen anderen dreinzureden und die eigene Lebensweise aufzuzwingen, dieser anscheinend unausrottbare Hang zur moralisierenden Weltbeglückung ist möglicherweise eine westliche Exklusivität. Man hat damit nicht nur Schlechtes angerichtet, aber am Ende doch zu viel davon.

In der malerischen Umgebung entdecken wir riesige Zeltstädte. Sie sind umgrenzt und beflaggt mit den Fahnen des Roten Halbmonds. Die Camps wirken aufgeräumt, sauber, gut organisiert. Hier sind afghanische Vertriebene untergebracht, Zwangsheimkehrer, die aus Pakistan und Iran hinausgeworfen wurden, rund drei Millionen Flüchtlinge, die nun versorgt und in die sich erst langsam erholende Wirtschaft integriert werden müssen.

Vertreter von Hilfswerken sagen mir, die Taliban seien nicht in der Lage, diese ihnen aufgezwungene Völkerwanderung zu verkraften. Der Wille sei zwar da, man wolle nicht kritisieren, aber das Land sei nach einem halben Jahr-

*«Happy wife, happy life»:  
Gilt das nicht überall? Nicht  
auch in Afghanistan?*

hundert Krieg schlicht noch nicht bereit, eine solche Herkulesaufgabe zu stemmen. Von den Ministern und unseren Begleitern hören wir das Gegenteil. Afghanistan schaffe das. Daher mache es auch keinen grossen Unterschied, wenn ein paar Hunderttausend Afghanen aus Europa in ihre alte Heimat zurückkehren sollten.

Als wir durch ein Dorf fahren, frage ich den Beifahrer, ob die Leute hier Internet hätten.

«Selbstverständlich. Das Internet zeigt den Leuten das Paradies im Westen. Darum wollen so viele weg. Kein Wunder, man wirft ihnen auch Geld und Wohnungen hinterher, das ganze Angebot, sogar Gratisbehandlungen beim Arzt.»

Der Schweiz-Afghane Sedick Hamed sieht es genauso. «Unsere Asylpolitik ist wie ein Staub-



«Das Internet zeigt den Leuten das Paradies im Westen»: typisches «Lädeli» in Kama.

sauger, ein Magnet. Sehr gefährlich. Schleuserbanden machen ihr Geschäft damit. Sie kassieren ab, geben den Leuten genaue Instruktionen, was sie sagen müssen, damit man sie aufnimmt, ihnen Asyl gewährt.»

Heute, glaubt Sedick Hamed, sei keiner in Afghanistan persönlich an Leib und Leben bedroht. Die Regierung habe grosse Zustimmung, sie müsse nicht und könne es sich gar nicht leisten, die eigene Bevölkerung zu verfolgen. Anderslautende Berichte seien Propaganda von Leuten, die ein Interesse hätten, Afghanistan in einem schlechten Licht zu zeigen. Er mache keinem Afghanen einen Vorwurf, der das bequemere Leben in der Schweiz dem harten Leben in Afghanistan vorziehe. Aber man könne von den Migranten auch nicht erwarten, dass sie in der Schweiz ein Loblied auf Afghanistan singen. Damit handelten sie gegen ihr Interesse, brächten sie sich um ihren Asylanspruch. Auch einige Hilfswerke hat Hamed im Verdacht, die Lage schwarzzumalen. Das gebe mehr Geld und rechtfertige die eigene Tätigkeit.

Nachdem uns die Stammesältesten in Kama, einer Ortschaft im Osten, eine Privatschule für Mädchen und Buben gezeigt haben, sind wir im Gästehaus eines örtlichen Hilfswerks eingeladen. Der Betreiber, ein ehemaliger Zollbeamter, hat zwei Musiker bestellt, einen Sänger mit Saiteninstrument und einen Tabla-Spieler, der mit

schwindelerregender Fingerfertigkeit Melodien aus seinen Trommeln zaubert. Die meisten Stücke handeln von unerreichbaren Frauen oder einer Geliebten, die man sehr vermisst. In Afghanistan, habe ich gelesen, singe sogar der Wind nur traurige Lieder. Am Schluss wird auch den Afghanen die Melancholie zu viel. Sie wollen tanzen und nehmen uns Schweizer in den Reigen auf.

#### Afghanen machen Ferien in Afghanistan

Am Abendessen hat ein Afghane teilgenommen, der in Istanbul lebt und als Reiseunternehmer Büros unter anderem in der Schweiz betreibt. Meinen Notizen entnehme ich, dass eine seiner Niederlassungen in Bern steht. Ja, er habe viele Schweizer Kunden, afghanische Flüchtlinge, die ferienhalber regelmässig in die Heimat reisen. Das sei überhaupt kein Problem, das Land sei heute sicher, man könne Verwandte besuchen in allen Distrikten. Das Geschäft habe merklich angezogen, seit wieder die Taliban regieren.

Auf der Rückfahrt nach Kabul gehen mir viele Gedanken durch den Kopf. Die westliche Überheblichkeit ist ein ewiges Problem. Immer sind die Europäer, Amerikaner, Russen angerannt mit ihren hohen Idealen und Interessen. Die Briten gingen unter, die Russen scheiterten, auch all die amerikanischen Milliarden und Bomben halfen nicht. Nur die Afghanen können Afghanistan erobern. Afghanistan bleibt Afghanistan,

ein Land, das anders ist, als wir meinen, mit seinen Stämmen und Traditionen, mit seiner Geschichte, seiner Religion, der Scharia und den Taliban, die bei uns zum Synonym für etwas geworden sind, das mit der Wirklichkeit vermutlich genauso wenig zu tun hat wie das meiste, das wir über dieses Land zu wissen glauben.

Trotzdem wird man mir die Reportage um die Ohren hauen, wenn ich es nicht schaffe, wenigstens mit einer afghanischen Frau, die mir nicht die Regierung vorsetzt, ein Gespräch zu führen. Aus der Schweiz erreichen mich schon mehrere mahnende Mails. Bei uns wird das Thema höher gehängt als hier. In Afghanistan, scheint es mir, haben die Leute, auch die Frauen, nach fünfzig Jahren Krieg andere Sorgen als die Uni-Ausbildung ihrer Töchter oder ob man als Sängerin auf der Bühne sein Haar offen tragen darf. Aber klar, die Frage beschäftigt, also suchen wir nach einer Gesprächspartnerin.

Klar ist, dass auch so ein Interview nur eine Facette beleuchtet. Es wird kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben. Ich lade alle Leser ein, mir zu widersprechen. Übrigens bekomme ich schon während des Schreibens Briefe, zum Beispiel von einem Schweizer, der kürzlich mit seiner Tochter durch Afghanistan reiste. In seiner Zuschrift heisst es: «Zum ersten Mal lese ich die *Weltwoche*, weil ein Artikel über Afghanistan erschien.» Ein Freund habe ihn darauf aufmerk-



«Sittenpolizei? Davon höre ich zum ersten Mal»: Frau beim Kleiderkaufen.



«Seit viereinhalb Jahren keine Bomben»: spielende Kinder mit Trampolin.



«Fisch und Poulet in allen Varianten»: Imbissbude in der Hauptstadt.



Symbol der Unterdrückung? Frau in Burka mit Tochter, Ostafghanistan.

sam gemacht. «Ich bin sonst kein Freund Ihres politischen Stils, aber der Artikel ist hervorragend, messerscharf wahr.» Afghanistan dürfe man nicht mit unseren Augen sehen, sondern mit den Augen der Afghanen. Unsere Denkweise sei davon «meilenweit» entfernt. Für Tradition und Religion in diesem Land fehle uns der Sinn. Er sei schon fünfmal mit seiner Tochter nach Afghanistan gereist. Zuletzt kehrte er vor drei Wochen zurück. Er plane, seine Beobachtungen in einem öffentlichen Vortrag darzustellen. Solche Rückmeldungen freuen mich. Herzlichen Dank!

Mehrere Zuschauer fragen mich, was ich über das Schicksal von Christen und Juden wisse. Es gebe Berichte, wonach die Taliban sie verfolgten. Ich kann diese Meldungen weder bestätigen noch widerlegen. Mehrere Minister haben wir dazu befragt. Sie versicherten uns, niemand werde in Afghanistan wegen seines Glaubens verfolgt, aber Afghanistan sei ein islamisches Land, an dessen Regeln sich alle, die hier seien, zu halten hätten. Wie viele Christen und Juden sich gegenwärtig im Land aufhalten, darauf wusste allerdings auch der Kulturminister, der es wohl wissen müsste, keine Antwort.

### Shalida und ihre beiden Töchter

Am letzten Tag, nach der Rückkehr aus den Bergen, dem Pandschir-Tal und den Konfliktgebieten an der afghanisch-pakistanischen Grenze, wo es während unserer Reise keinen einzigen Zwischenfall gab, treffen wir nun also, zurück in Kabul, eine Afghanin, alleinerziehende Mutter zweier Töchter, die alle in die Schule gehen. Vermittelt wird uns der Kontakt durch den Schweiz-Afghanen Sedick Hamed. Auch eine pensionierte Lehrerin hat zugesagt, doch sie muss im letzten Moment passen, da sie krank geworden ist. Um uns herum husten viele. Am Tag wird es 18 Grad warm, am Abend aber sinkt die Temperatur gegen den Gefrierpunkt.

Das Gespräch findet in Herrn Hameds Wohnung statt. Sie ist im Parterre einer relativ modernen Siedlung von Mehrfamilienhäusern, die unter amerikanischer Ägide von der Regierung Karzai gebaut wurde. Der Standard ist nicht luxuriös. Es gibt keine Zentralheizung, man heizt mit Gas- und Elektroöfen, aber die sanitären Anlagen und Küchen funktionieren, sind auf annähernd europäischem Niveau, insgesamt solide Durchschnittsarchitektur, in dieser Stadt aber sicher schon gehoben.

Die Mutter und ihre beiden Mädchen kommen, allein, ohne Mann, im Taxi. Sie begrüßen uns im Büro des Gastgebers. Sie tragen dunkle Gewänder und Kopftücher. Anstelle eines Schleiers haben sie schwarze medizinische Gesichtsmasken um. Die Mädchen tragen sie immer oben, die Mutter zieht sie gelegentlich nach unten. Sie macht auf mich einen selbstbewussten, resoluten Eindruck. Sie erzählt auf Afghanisch, gelegentlich streut sie korrekt formulierte englische Sätze ein.

Bei Tee und Gebäck unterhalten wir uns im geheizten Wohnzimmer. Die Mutter stellt sich als Shalida el-Ham aus Kandahar vor, Mitte dreissig, Witwe. Ihr Ehemann kam 2016 in Kabul bei einem Sprengstoffattentat ums Leben, als er beruflich zufällig in der Nähe der Detonationsstelle war. Shalida arbeitet zu Hause als Schneiderin, war früher Krankenpflegerin. Noch heute hilft sie während dreier Stunden am Tag in einer Kli-

*Ich frage die Töchter, was sie werden wollen. Antwort: «Volksvertreterin», «Kampfpilotin».*

nik aus. Sie lebe, sagt Herr Hamed, in einer Art Hütte mit zwei Zimmern. Das Geld reiche kaum, erzählt sie, vor allem seit sie den Zustupf einer westlichen Hilfsorganisation nicht mehr erhalte, eine Folge des internationalen Taliban-Boikotts.

Ihre Töchter heissen Shayla und Lema, die eine ist sechzehn, die andere vierzehn. Beide gehen in ein privates Gymnasium, siebente und neunte Klasse. Aufgrund exzellenter Leistungen profitieren sie von einem stark ermässigten Tarif. Die Mutter will, dass beide einmal studieren. Ich frage die Mädchen, was sie später werden wollen. Shayla, die ältere der beiden, sagt: «Volksvertreterin.» Die jüngere Schwester gibt als Berufsziel «Kampfpilotin» an.

Sind das nicht komplett unrealistische Ambitionen? Beide Mädchen widersprechen. Nein, es sei möglich.

### «Unter den Taliban fühle ich mich wohl»

Ich frage die Mutter, wie das Leben unter den Taliban für Frauen sei.

Sie holt aus. Seit ihrer Kindheit habe in Afghanistan Krieg geherrscht. «Vor allem für Frauen gab es keine Sicherheit, keine Rechte.» Das habe sich unter den Taliban geändert. Persönlich fühle sie sich wohl. Sie habe den Eindruck, das Land sei auf einem richtigen, auf einem islamischen Weg.

Sie erzählt, wie sie ihren Mann bei einem Bombenattentat verloren hat. Seit viereinhalb Jahren sei in Kabul keine Bombe mehr explodiert. Die Sicherheit sei gewährleistet. Früher habe sie sich jeden Morgen Sorgen gemacht, wenn ihre Töchter zur Schule gingen. Es habe Entführungen gegeben, Übergriffe, starke politische Interessen, den Eindruck von Anarchie zu erzeugen, um die damaligen Regierungen, die unter dem Schutz der Amerikaner standen, schlecht aussehen zu lassen. Jetzt habe sie Hoffnung, dass es besser werde: «Wenn sich das Ausland nicht einmischte, hat das Emirat eine Chance.»

Die Töchter sind etwas schüchtern. Ihrer Mutter fallen sie nicht ins Wort. Sie warten, bis sie direkt gefragt werden. Wir sprechen

über den Alltag und die Fächer. Ihr Curriculum erinnert an unsere Schulen: Mathematik, Geografie, Chemie, Geschichte, Englisch, die beiden Landessprachen Paschtu und Dari, ausserdem arabische Grammatik, was mit dem Lateinunterricht in unseren Gymnasien zu vergleichen sei.

Das Leben unter den Taliban, fährt die Mutter fort, sei für Frauen eine Erleichterung. An den islamischen Regeln störe sie sich nicht. Aber sie könne Frauen verstehen, die ihre Haare lieber offen trügen. Die Einschränkungen in der öffentlichen Mädchenausbildung und die Schliessung der Universitäten hält sie für einen Fehler. Doch sie glaubt der Regierung, wenn sie sagt, die Einschränkungen seien vorübergehend, um Frieden und Zusammenhalt zu wahren. Sie ist der Meinung, auf Dauer würden die afghanischen Frauen die teilweise Schliessung nicht akzeptieren, allerdings auch die Männer nicht. Viele Väter mit Töchtern fänden die Vorstellung männlicher Frauenärzte unerträglich.

### «Jederzeit ohne Gesichtsschleier»

Als Mutter sei ihr wichtig, dass die Taliban den Drogen den Kampf angesagt haben. Drogenhandel sei strengstens verboten, auch der Export, der in Kriegszeiten florierte, sei mittlerweile unterbunden. Das höre sie aus Kandahar. Behauptungen, die Taliban würden Frauen unterdrücken, seien «Propaganda». Als ich ihr sage, dass wir im Westen Berichte erhalten, wonach Frauen in Afghanistan nicht ohne männliche Begleitung ihr Haus verlassen dürfen oder von der «Sittenpolizei» gar verhaftet würden, wenn man sie mit fremden Männern in einem Auto erwischt, zieht sie die Maske herunter und setzt ein leicht spöttisches Lächeln auf. Davon höre sie zum ersten Mal. Wie ich denn glaube, sei sie mit ihren Mädchen hergefahren? «Im Taxi. Mit einem männlichen Fahrer. Wurden wir verhaftet oder gestoppt?», fragt sie ihre Töchter. Die Mädchen kichern.

Die Taliban hätten keine Vollverschleierung verordnet. Sie könne jederzeit ohne Gesichtsmaske durch Kabul laufen. Allerdings sei der Schleier auch ein Schutz vor allem für die Mädchen, die in einer kriegerischen Männergesellschaft aufpassen müssen. Sie habe das Gefühl, die Regierung habe die Stellung der Frau verbessert, nicht verschlechtert, auch hier in der Hauptstadt, vor allem aber auf dem Land. Die Burka sei übrigens keine Anordnung der Regierung, sondern ein alter afghanischer Brauch. Sie könne sich vorstellen, dass einiges von dem, was sie mir erzähle, nicht auf die entlegenen Gebiete, vor allem in den Bergen, zutrefe. Dort sei das Leben viel traditionsgebundener als in der Hauptstadt.

Shalida berichtet von konkreten Erfahrungen mit den Behörden. Einmal habe sie zur Gebetsstunde um die Mittagszeit ihren Pass erneuern lassen. Als sie sich etwas hilflos nach einer pas-



*Hoffnung, dass es besser wird:* junge Afghanen in einem alten Freizeitpark.

senden Gebetsstelle umgesehen habe, sei ein Beamter gekommen und habe ihr freundlicherweise seinen Gebetsteppich zur Verfügung gestellt mit der Bitte, ihn nach Gebrauch wieder in sein Büro zu bringen.

Ich frage, wie in afghanischen Familien die Kindererziehung laufe. Bestimmt der Mann, oder bestimmt die Frau?

«Frau und Mann bestimmen gemeinsam. Sie sind beide gleicher Meinung.»

«Der Meinung der Frau?»

Shalida lacht. «Genau so.»

Ich frage sie, ob in Afghanistan Männer mehrere Frauen heiraten dürfen. Sie bejaht, fügt aber gleich hinzu, dass sie so etwas nie akzeptieren würde. «Ich hätte mich sofort scheiden lassen, wenn er eine zweite Frau gewollt hätte.»

«Frauen können sich scheiden lassen in Afghanistan?»

«Ja», antwortet Shalida. Die Zahl der Scheidungen, dies sehe sie auch in ihrem Bekanntenkreis, sei unter den Taliban sogar eher gestiegen. Der Grund sei, dass die neue Regierung den Zugang für Rechtsbeistände in Prozessen erleichtert habe, auch für Frauen. Davon machten viele Gebrauch.

Zum Schluss frage ich sie, ob sie zuversichtlich in die Zukunft schaue. Shalida wirft mir einen ernsten Blick zu: «Wenn man Afghanistan in Ruhe lässt, kann es nur noch besser werden.»

Bevor wir abreisen, mache ich noch einmal die Runde bei einigen NGOs. Ich konfrontiere die Vertreter, die mir zu Beginn meiner Reise mit ihren Einschätzungen sehr geholfen haben, mit meinen Eindrücken. Einige haben meine Sendungen gesehen. Zu meiner Überraschung

*«Frauen können sich scheiden lassen?» – «Ja», die Zahl der Scheidungen steige sogar.*

ernte ich durchaus anerkennende Kommentare. Überraschend deshalb, weil mir eingangs von einigen versichert wurde, dass sie mich von meiner politischen und publizistischen Tätigkeit her kennen und – sie drücken sich gewählt und höflich aus – nicht unbedingt auf der gleichen Linie seien.

#### Sehe ich es zu positiv?

Meine Hauptfrage lautet: Sehe ich es zu positiv? Habe ich mich von den Taliban einlullen lassen? Ich habe den Eindruck, die neue Regierung managt das Land erstaunlich gut. Die Taliban wirken auf mich nicht wie Fanatiker, sie bilden auch keinen einheitlichen Block. Die Bildungseinschränkungen für Frauen sind ein grosses Problem, vor allem für die Zukunft des Landes, wenn sie nicht bald aufgehoben werden.

Doch die Taliban haben den Frieden zurückgebracht und Stabilität. Ich glaube ihnen, wenn sie sagen, sie hätten das Kriegsbeil begraben und seien, wenn man ihre Regierung und die Souveränität des Landes akzeptiert, zur Zusammenarbeit bereit.

Interessanterweise ernte ich keinen grundsätzlichen Widerspruch. Die NGO-Vertreter bestätigen im Wesentlichen meine Eindrücke, sehen einiges vielleicht etwas kritischer, geben aber zu bedenken, es sei einfach noch zu früh, daraus einen wirklichen Trend abzulesen. Allerdings sei es ebenso verfrüht, den Stab über dieser Regierung zu brechen. Mit anderen Worten: Es gibt Grund zur Hoffnung.

Eine sehr erfahrene Person, die Afghanistan seit vielen Jahren kennt, ist skeptisch, was die Frage der Frauen und der Universitätschliessungen angeht. Die Taliban machten es sich hier zu einfach. Es stimme zwar, dass eine sofortige Öffnung gewalttätigen Widerstand hervorrufen und islamistischen Extremisten Auftrieb geben könnte, aber wenn es den Taliban so ernst sei mit ihrer «Frauenförderung», warum lassen sie dann nicht, zum Beispiel, als Zeichen bestimmte Frauen-Kontingente an den Unis zu? Das Risiko wäre überschaubar. Aus diesem Grund sei auch meine Schlussfolgerung mit Vorsicht zu geniessen, wonach



«Die Schliessung der Universitäten für Frauen ist ein Fehler»: Shalida el-Ham mit ihren Töchtern Lema und Shayla (v.l.).

die Flüchtlinge, vor allem die weiblichen, zurückkehren könnten. Alle NGOs, mit denen ich spreche, lehnen meine Beurteilungen zu diesem Thema ab.

Ich habe Sympathien für diese Standpunkte und Respekt für die Personen, die sie äussern. Gleichzeitig aber ist in Erinnerung zu rufen, dass das Schweizer Asylrecht nicht bei Personen greift, die in ihrem Herkunftsland nicht mehr studieren dürfen oder andere Nachteile der freien Entfaltung in Kauf nehmen müssen. Das ist zwar diskriminierend, aber unser Asylrecht ist, aufgrund der Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs, ausdrücklich und ausschliesslich zugeschnitten auf Menschen, die an Leib und Leben bedroht sind.

### Wissen, wie wenig wir wissen

Es ist Samstag, kurz vor sieben Uhr morgens. Vor bald zwei Stunden weckte uns der lautsprecherverstärkte Muezzin. Nichts gegen den Islam in Afghanistan, aber ich hoffe, wir importieren ihn nicht nach Europa. Sicher falsch war, dass die Amerikaner seinerzeit im Hindukusch mit Nato-Unterstützung und später im Irak nicht nur Regimewechsel durchgepeitscht, sondern auch versucht haben, immer wieder, diese Länder gewaltsam zu verwestlichen. Das war Unfug. Aber genau so dumm und selbstzerstörerisch ist es, die islamische Kultur, die in

islamischen Ländern funktioniert, nach Europa zu bringen.

Auf dem Weg zum Flughafen kommen wir noch einmal an den Betonwällen verlassener Festungen vorbei, an Kriegsrelikten und Ruinen einer Stadt, in der intensiv gearbeitet, gebaut und geflickt wird. Auf einer verlassenen Baustelle steht der gewaltige Neubau eines «Marriott»-Hotels. Seit dem Abzug der USA sind die Arbeiten eingestellt. Daneben leuchtet ein Bürokomplex der Azizi-Bank. Sie gehört dem vermutlich reichsten Afghanen. Er lebt in Dubai.

Während der Fahrt unterhalten wir uns ein letztes Mal mit Nadschib, dem sesselfüllenden Multi-Unternehmer. Auch er ist zuversichtlich. Die Regierung sei auf dem richtigen Weg. Es werde demnächst personelle Umbesetzungen geben. Die Hardliner würden zurückgedrängt. Aber die Lage sei jetzt schon viel besser, als die Medien berichten: «In England haben wir mehr Scharia als in Afghanistan.» Die Kritik aus dem Westen kommt ihm irrig und heuchlerisch vor. Europa werde hart bestraft für seine Flüchtlingspolitik. Inkompetente Politiker brächten es nicht einmal fertig, die eigenen Regeln gegenüber den Migrant\*innen durchzusetzen. Die Zukunft Afghanistans sehe er rosiger als die Zukunft der EU. Wenn nicht, wäre er nicht hier, um zu helfen und zu investieren.

Dann erzählt er uns von einem seiner Projekte. In der ostafghanischen Stadt Chost baut er ein Fussballstadion gegen ein Himalaya an Hindernissen. Wegen der Grenzschiessung Pakistans sei der Zement plötzlich doppelt so teuer. Ausserdem habe es Überschwemmungen gegeben, massive Zerstörungen. Jetzt müsse vieles wiederhergestellt und anders organisiert werden. Auf einem seiner zwei Telefone ist er laufend mit irgendjemandem im Gespräch, rund um die Uhr, um die drängendsten der sich immer wieder neu auftürmenden Probleme zu lösen. Doch unterkriegen lässt er sich nicht, beisst sich durch, kämpft weiter und bleibt heiter: «Inshallah», so Gott will. Ein typischer Afghane.

Herzlich verabschieden wir uns am Dock. Die Zollbehörden hatten sich erkundigt, ob wir wirklich einen Stempel in unseren Pässen haben wollen. Das könne bei Reisen in andere Länder Schwierigkeiten geben. Fast beschämt vor so viel Rücksicht willigen wir ein. Nein zu sagen, wäre uns wie Verrat erschienen. Mit afghanisch gestempelten Pässen besteigen wir den Flieger zurück in die Schweiz. Mit Respekt, ja mit Bewunderung für die zähen, so gastfreundlichen Afghanen und ihr Land, das wir nicht viel besser verstehen als vor unserem Abflug, doch immerhin wissen wir jetzt, wie wenig wir wissen. Was möglicherweise die Grundlage für ein besseres Verständnis ist.



# SNOWPOLO WORLD CUP

*St. Moritz*

## 23-24-25 JANUARY 2026

on the frozen lake of St. Moritz

**FRIDAY: GENERAL  
ADMISSION FREE**



**VIP TICKETS &  
CHUKKER CLUB  
GRANDSTAND &  
General Admission** **BUY  
HERE**

[snowpolo-stmoritz.com](http://snowpolo-stmoritz.com)  
+41(0)79 953 51 31  
[info@snowpolo-stmoritz.com](mailto:info@snowpolo-stmoritz.com)



U.S. POLO ASSN.  
SINCE 1890



#snowpolo



[snowpolo-stmoritz.com](http://snowpolo-stmoritz.com)



[snowpolostmoritz](https://www.facebook.com/snowpolostmoritz)

